



S & L by : der_leser

K : Yffff

Juni 2003

FREEWARE

Nicht für den Verkauf bestimmt

Das Buch

Als die Taliban 1996 in Afghanistan die Macht an sich rissen und den Gottesstaat ausriefen, war Latifa 16 Jahre alt. Bis dahin führte sie ein ganz normales Teenager-Leben mit Jeans und Popmusik. Sie wollte studieren und Journalistin werden. Doch dann wurde ihre Schule geschlossen, und sie durfte das Haus nicht mehr alleine verlassen.

»Unter dem vergitterten Schleier bekommt man kaum Luft. Ein Gefängnis aus Stoff.« Latifa und ihre Familie beschlossen, sich dem menschenverachtenden Regime zu widersetzen. Ihre Mutter, die Krankenschwester war, aber nicht mehr arbeiten durfte, behandelte in ihrer Wohnung »illegal« Frauen, die von den Taliban gefoltert und vergewaltigt wurden.

Latifa gründete eine geheime Schule im Haus ihrer Eltern und unterrichtete andere Mädchen. Auf Umwegen erfuhr das Europäische Parlament von ihrem außerordentlichen Engagement als Lehrerin und lud sie ein, eine Rede über die Unterdrückung der afghanischen Frauen zu halten. Während ihres Aufenthaltes in Europa verhängten die Taliban die Fatwa (das islamische Todesurteil) über sie und ihre Familie und zerstörten ihre Wohnung in Kabul.

»Dieses Buch verleiht den in vielen anderen Berichten unpersönlich bleibenden Frauen Afghanistans Gesicht und Stimme – und gibt einen unmittelbaren und bestürzenden Einblick in ihr Leben.« Augsburger Allgemeine

Die Autorin

Latifa, 1980 in Kabul geboren, erlebte und erlitt die Unterdrückung der Frauen in Afghanistan. Sie und ihre Eltern arbeiteten aktiv im Widerstand gegen die Taliban. Seit Mai 2001 leben sie in Frankreich im Exil. Chekeba Hachemi hat Latifa beim Aufschreiben ihrer Geschichte geholfen. Sie engagiert sich seit Jahren für die Befreiung der afghanischen Frauen. 1994 hat sie die französische Organisation Afghanistan Libre gegründet, deren Spenden den Afghanen beim Wiederaufbau ihres Landes helfen.

Latifa

Mit Chekeba Hachemi

Das verbotene Gesicht

Mein Leben unter den Taliban

Aus dem Französischen von Theresia Levgrün

DIANA VERLAG

München Zürich

Diana Taschenbuch Nr. 62/0315
Die Originalausgabe
»Visage vole« erschien 2001
bei Editions Anne Carriere, Paris

Taschenbucherstausgabe 12/2002
Copyright © 2001 by Editions Anne Carriere
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001
by Marion von Schröder Verlag
Der Marion von Schröder Verlag ist ein Unternehmen
der Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG
Der Diana Verlag ist ein Unternehmen
der Heyne Verlagsgruppe München
Printed in Germany 2002
Umschlagillustration: Yves Dejardin
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kampa
Werbeagentur, CH-Zürich Satz: EDV-Fotosatz Hu-
ber/Verlagservice G. Pfeifer, Germering
Druck und Bindung: Eisnerdruck, Berlin
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
ISBN: 3-453-86373-9
<http://www.heyne.de>

Vorwort

*Jedes Leben findet sein Ende
Ich brauche mich nicht zu fügen
MUSS ich mich fügen, um zu leben,
Brauche ich dieses Leben nicht
Goldklumpen kann es regnen
In der Sklaverei
Dann sage ich zum Himmel
Ich brauche diesen Regen nicht*

Diese Erzählung berichtet von vergangenen und gegenwärtigen Ereignissen, die meine Familie in meiner Heimat Afghanistan erlebt hat.

Ich hoffe, dass dieses Buch anderen Frauen einen Weg erschließen wird, jenen, denen man das Reden verboten hat und die alles, was sie gesehen haben, in ihren Herzen und in der Erinnerung vergraben haben. Ich widme dieses Buch allen Mädchen und Frauen Afghanistans, die bis zum letzten Atemzug ihre Würde bewahrt haben. All jenen, die in ihrem Land ihrer Rechte beraubt werden und die im einundzwanzigsten Jahrhundert in Dunkelheit gehüllt leben müssen. All den Frauen, die vor den Augen ihrer Kinder und Angehörigen gnadenlos und ohne Prozess hingerichtet wurden.

Und meiner Mutter, die mir zu jedem Zeitpunkt geholfen hat, weil sie mich Freiheit und Widerstand lehrte.

Latifa

Die weiße Fahne über der Moschee

27. September 1996, neun Uhr morgens. Es hämmert an der Tür. Die ganze Familie schreckt hoch, denn wir sind schon seit dem frühen Morgengrauen extrem angespannt. Mein Vater steht hastig auf, und meine Mutter, der die Erschöpfung nach der schlaflosen Nacht ins Gesicht geschrieben steht, folgt ihm ängstlich mit den Blicken. Keiner von uns hat ein Auge zumachen können. Die Raketeneinschläge rund um die Stadt haben erst gegen zwei Uhr morgens aufgehört. Meine Schwester Soraya und ich haben unablässig im Dunkeln getuschelt, und auch als endlich wieder Ruhe eingekehrt war, konnten wir keinen richtigen Schlaf mehr finden. Dabei sind wir es gewohnt in Kabul, Zielscheibe für Raketen zu sein. Ich bin erst sechzehn Jahre alt und habe das Gefühl, als hätte ich dieses Geräusch schon mein Leben lang gehört. Die Stadt ist nun schon so lange eingekreist und bombardiert worden, um uns Iodern mörderische Kämpfe, hüllen uns in Rauch und treiben uns manchmal in die Keller. Da ist eine weitere Nacht in diesem Spektakel nichts Besonderes.

Bis heute.

Mein Vater kommt in die Küche zurück, hinter ihm mein gleichaltriger Cousin Farad, der ganz blass und außer Atem ist. Farad sieht aus, als würde er innerlich zittern, und in seinem Gesicht steht die Angst. Er kann kaum sprechen, die Worte purzeln ihm stoßweise über die Lippen, wie eine merkwürdige Art von Schluckauf.

»Ich bin gekommen ... um nach euch zu sehen! Alles in Ordnung? Ihr habt nichts gesehen? Ihr wisst es nicht? Aber sie sind da! Sie haben Kabul eingenommen! Die Taliban sind in Kabul! Sind sie nicht zu euch gekommen? Haben sie euch nicht eure Waffen abgenommen?«

»Nein, zu uns ist niemand gekommen, aber wir haben die weiße Fahne über der Moschee wehen sehen. Wir befürchten das Schlimmste. Daud hat sie heute Morgen entdeckt.«

Heute Morgen gegen fünf kam mein Bruder Daud, der wie üblich am Gemeinschaftshahn unseres Wohnhauses Wasser holen gegangen war, hastig wieder die Treppen herauf, die leere Schüssel noch in der Hand.

»Ich habe eine weiße Fahne oben auf der Moschee gesehen und eine auf der Schule!«

Die Fahne der Taliban. Nie zuvor hat sie über Kabul geweht, ich kannte sie bisher nur aus dem Fernsehen oder von Zeitungsfotos.

Wir wussten, dass die Taliban ganz in der Nähe waren, in der Stadt hieß es immer wieder, ihre Stellung liege zehn oder fünfzehn Kilometer vor der Hauptstadt, aber niemand hatte ernsthaft geglaubt, dass sie bis zu uns vordringen würden. Also versammelten wir uns um das Radiogerät oder den Fernseher, um Nachrichten zu hören, aber seit achtzehn Uhr am Abend zuvor kam nichts, es war zum Verzweifeln, nach wie vor nichts, weder Bild noch Ton. Außerdem versuchte mein Vater an diesem Morgen, die übrige Familie in Kabul zu erreichen, aber vergeblich: Die Telefonleitung war immer noch unterbrochen.

Ich drehe nervös an dem batteriebetriebenen Radio herum, das immer so rauscht. Weder Radio Kabul, der Lokalsender, noch die BBC, noch die Stimme Amerikas,

die ich, zu dieser Uhrzeit auf gut Glück reizubekommen versuche, lassen sich empfangen ... Wenn Farad es nicht riskiert hätte, die zwei Kilometer von seinem Stadtteil wie ein Wilder auf seinem Fahrrad hierher zu strampeln, hätten wir nichts mitbekommen, nichts außer der Gegenwart der weißen Fahnen.

Was Farad gesehen hat, ist so unglaublich, so entsetzlich, dass er es in einem einzigen Atemzug hervorsprudelt:

»Sie haben Nadschibullah und seinen Bruder gehängt, auf dem Ariana-Platz ... Es ist furchtbar! Einfach furchtbar!«

Dabei wendet er sich abwechselnd an meinen Vater und Daud und sieht uns, die Mädchen, mit ängstlichen Blicken an. Man erzählt sich fürchterliche Dinge darüber, was die Taliban in den Provinzen, die sie bereits kontrollieren, mit den Frauen machen. Ich habe Farad noch nie so aufgereggt gesehen, seine Augen schimmern feucht vor Angst.

»Könnt ihr euch das vorstellen? Nadschibullah! Sie haben ihn mit Plastikschläuchen aufgehängt! Es sind viele Menschen da, sie zwingen die Leute hinzusehen, sie schlagen sie! Ich habe es gesehen!«

Darauf wusste keiner von uns fünf einen Antwort. Wir waren wie versteinert.

Obwohl mein Bruder selber vom Anblick der weißen Fahnen berichtet hatte, bemühte ich mich seit dem Morgen, einfach nicht daran zu glauben. Die Regierungstruppen mussten sich zurückgezogen haben, um wieder besser in den Kampf eingreifen zu können, oder sie waren irgendwohin weiter nördlich zurückgewichen, in einen anderen Vorort. Die Mudschahidin konnten Kabul nicht aufgeben. Ich habe die Berichte von Radio Kabul so oft

gehört, gelesen und bewusst ignoriert: »Sie sperren die Frauen ein ... verbieten ihnen zu arbeiten, in die Schule zu gehen! Sie haben kein Leben mehr, sie nehmen ihnen die Töchter, brennen die Häuser der Bauern nieder, zwingen die Männer zum Militär, die Taliban wollen das Land zerstören!«

Gestern noch war das Leben in Kabul »normal«, trotz des Bürgerkriegs und der Ruinen. Gestern bin ich mit meiner Schwester zur Schneiderin gegangen, um die Kleider anzuprobieren, die wir heute bei einer Hochzeit tragen sollten. Da wäre Musik gemacht worden, wir hätten getanzt! Das Leben kann doch nicht einfach so aufhören an diesem 27. September 1996! Ich bin erst sechzehn und habe noch so viel vor, die Aufnahmeprüfung für den Studiengang Journalismus muss ich schaffen ... Nein, die Taliban werden unmöglich in Kabul bleiben, das ist alles nur vorübergehend.

Ich höre meinen Vater mit Daud reden, aber ich bin so verstört, dass nur einzelne Brocken zu mir durchdringen.

»Nadschibullah ist Paschtune, genau wie sie! Es ist verrückt, dass sie sich an einem Paschtunen vergreifen! Und dann haben sie ihn auch noch im UNO-Gebäude festgenommen! Sie haben ihn aufgehängt? Das ist Wahnsinn!«

Auch mein Vater gehört zu den Paschtunen, der führenden ethnischen Gruppe im Land. Genau wie viele andere hatte er sich eingebildet, dass die Taliban, wenn das Unglück es wollte und sie die Hauptstadt eroberten, schnurstracks zu Nadschibullah gehen würden, und zwar nicht, um ihn zu hängen, sondern um ihn zu befreien und ihm vorzuschlagen, sich an ihrer neuen Regierung zu beteiligen.

Die Kabuler hielten nicht viel von Nadschibullah, der das Land von 1986 bis 1992 regiert hatte. Er war ein Mann, der sich ebenso leicht zwischen den verschiedenen Lagern hin und her bewegte wie die Waffen- und Drogenschmuggler an der Grenze zu Pakistan. Mein Vater geht hart mit ihm ins Gericht, für ihn ist er ein Vaterlandsverräter. Nadschibullah war korrupt und kriminell und hatte den kommunistischen afghanischen Geheimdienst geleitet, den Khad, finstres Äquivalent des russischen KGB. Beim ersten Staatsstreich im April 1992, als die Widerständler Kabul umzingelt hatten, hat er ganz einfach die Flucht ergriffen! Das Militär hat ihn am Flughafen abgefangen, als er gerade eine Maschine mit Flugziel im Ausland besteigen wollte. Als sie ihn zum Bleiben zwangen, hat er sich ins UNO-Gebäude in der Nähe vom Ariana-Platz geflüchtet und ist bis zum heutigen Tag im Jahr 1996 nicht wieder herausgekommen.

Ich war noch ein Kind, als dieser Mann auf eben dem Platz, wo Farad ihn hatte hängen sehen, eine Rede hielt, in der er zu einer Einigung der verschiedenen Widerstandsparteien aufrief. Wenn die Taliban es fertig bringen, einen Ex-Präsidenten direkt aus dem UNO-Gebäude in Kabul zu holen, heißt das, dass nur noch Terror und Chaos herrschen.

Mein Cousin Farad, der immer noch unter Schock steht, möchte nicht zu lange von zu Hause fortbleiben.

»Sei vorsichtig, wenn du das Haus verlassen musst. Ich habe gesehen, wie einige mit großen Peitschen auf die Leute eingeschlagen haben! Sie sind Furcht erregend, angezogen wie die Pakistani, mit langen weiten Hosen, sie laufen wie wild herum und bleiben nur stehen, um willkürlich auf die Menge einzuprügeln. Vor allem auf

Leute ohne Bart. Und du trägst keinen Bart», beschwört er meinen Vater.

Er selber hat auch keinen Bart. Wer lässt sich schon in seinem Alter einen Bart stehen, wenn er gleichzeitig Jeans und Turnschuhe trägt? Und Rockmusik hört und in indischen Liebesromanen schwelgt, wie so viele andere Jungen in seinem Alter?

Die Taliban sind allesamt bärtig. Es heißt, ihre Barte müssen immer so lang sein wie die Hand. Sie tragen niemals den Pakol, die traditionelle afghanische Mütze, die zum Wahrzeichen des Widerstands geworden ist. Übrigens sind sie, wie wir wissen, nicht alle Afghanen, nicht einmal Paschtunen. Die Pakistani unterstützen sie, ihre Leute rekrutieren sie im Ausland. Was man im Fernsehen über sie gesehen und von denen gehört hat, die aus den von ihnen besetzten Provinzen gekommen sind, beweist: Unter ihnen sind viele Pakistani, aber auch Araber aus islamischen Ländern, und von denen sprechen die meisten nicht einmal unsere Sprache.

Mein Vater beobachtet vom Balkon unserer Wohnung aus die Straße. Es ist einigermaßen ruhig im Viertel, über der Moschee weht noch immer die Taliban-Fahne. In unseren Köpfen jedoch wütet ein Sturm. Wir sehen uns an, Farad stürzt hastig ein Glas heißen Tee hinunter. Papa kommt den Kopf schüttelnd vom Balkon zurück: Er kann nicht glauben, dass die Taliban Nadschibullah tatsächlich aufgehängt haben sollen.

An diesem Morgen gehen mein Vater und ich nicht zum Joggen mit Bingo, unserem treuen Hund. An diesem Morgen stellt mein Vater sich im Stillen tausend Fragen, die er für sich behält, um Mama, die von siebzehn Jahren Krieg schon so angeschlagen ist, nicht noch mehr zu ängstigen. Krieg und Kämpfe, ich selber habe nie etwas

anderes kennen gelernt. Seit meiner Geburt nicht, am 20. März 1980, Frühlingsbeginn. Aber selbst unter den Sowjets, selbst unter den Raketen aus ausländischer Produktion, selbst in den Ruinen haben wir in Kabul immer noch in Freiheit gelebt.

Welches Leben wird unser Vater den Seinen nun bieten können? Was für ein Schicksal erwartet seine Kinder? Ich hatte das große Glück, in eine liebevolle und harmonische, gläubige und liberale Familie hineingebo ren zu werden. Meine ältere Schwester Schakila ist verheiratet und wohnt ganz wie es üblich ist bei den Schwiegereltern. Sie lebt in Pakistan und wartet darauf, dass ihr Mann sie in die USA nachkommen lässt. Soraya ist mit zwanzig noch unverheiratet und arbeitet inzwischen seit drei Jahren als Stewardess bei Air Ariana. Vorgestern war sie vom Dienst auf der Dubai-Route zurückgekommen und sollte heute Morgen wieder losfliegen. Daud ist siebenundzwanzig und hat Wirtschaftswissenschaften studiert; ich selber habe gerade eine erste Teilprüfung bestanden, um Journalistin zu werden. Davor habe ich immer geträumt. Mein Vater und die ganze Familie hoffen, dass ich einmal mein Studium beenden und Reporterin werden, im Land herumfahren, meinen Lebensunterhalt verdienen kann. Soll das jetzt alles innerhalb einer einzigen Sekunde vorbei sein?

Ich muss zum Ariana-Platz, um zu sehen, was dort vor sich geht, und meine Schwester auch. Wir wollen uns davon überzeugen, dass die Taliban wirklich da sind, dass sie Nadschibullah und seinen Bruder wirklich gehängt haben, dass die Katastrophe, an die ich noch gestern um keinen Preis glauben wollte, über uns hereingebrochen ist. Mein älterer Bruder Wahid, der unter der sowjetischen Besatzung Soldat war und später für die

Widerstandskämpfer der Nordallianz unter Ahmed Schah Massud angeworben wurde, sagte immer zu uns, wenn es um den Vormarsch der Taliban im Süden ging: »Ihr könnt euch nicht vorstellen, was die für Unterstützung aus dem Ausland bekommen. Davon hat kein Mensch in Kabul auch nur eine Ahnung. Sie sind mächtig, und sie haben moderne Waffen, gegen diese Leute hält sich die Regierung niemals.«

Damals hielten wir ihn für einen Pessimisten. Heute wissen wir, dass er Recht hatte. Und um mich von dieser Wahrheit zu überzeugen, will ich sie mit eigenen Augen sehen, diese Taliban.

Mein Vater auch. Also bleibt Daud mit Mutter, die zu zart ist für derartige Veranstaltungen, zurück, und wir drei nehmen den Wagen. Bevor er sich auf sein Fahrrad schwingt, ein solides chinesisches Modell, das sein ganzer Stolz ist, ruft Farad meinem Vater noch zu: »Ihr solltet zu Hause bleiben ... das wäre vernünftiger.«

Aber wir müssen selber sehen, was da Unglaubliches passiert. Wenn ich schon Reporterin wäre, wäre es meine Pflicht, zum Schauplatz der Ereignisse zu gehen. Ich habe Nadschibullah nie gesehen, außer ein paar Mal im Fernsehen, aber da war ich noch so klein ... In letzter Zeit hatte es geheißen, er schreibe an einer Autobiographie. Ich hätte sie lieber heute als morgen gelesen. Auch Vaterlandsverräter und Russenfreunde sind ein Teil unserer jüngeren Geschichte. Man muss alles erfahren, kennen und verstehen, wenn man Journalistin sein will.

Soraya und ich haben vorsichtshalber lange Röcke und einen Schleier angezogen, den wir zu Hause beim Beten anlegen. Normalerweise trage ich Jogginghosen, Polohemd oder Pullover und Turnschuhe. Papa holt den Wagen, der nicht weit von unserem Haus bei der Moschee

steht. Farad folgt uns mit dem Fahrrad über der Schulter das Treppenhaus hinunter. Unten warten wir auf das Auto.

Ein Nachbar ruft uns zu:

»Wissen Sie schon? Sieht so aus, als hätten sie Nadschibullah auf dem Ariana-Platz gehängt. Was halten Sie davon?«

Mein Vater gibt uns ein verstecktes Zeichen, vorsichtig zu sein. In Kabul, selbst in Makroyan, unserem Stadtviertel, weiß man nie, mit wem man es zu tun hat. Die vier modernen Siedlungen, aus denen dieses Viertel im Osten der Hauptstadt besteht, wurden von den Sowjets erbaut und bilden mit ihren großen nummerierten Wohnblöcken, dem Einkaufszentrum und der Schule eine Art Betondorf. Viele hohe Funktionäre der kommunistischen Partei Afghanistan wohnten hier, die Gegend gilt als luxuriös, komfortabler als die traditionellen Häuser. Die meisten Bewohner kennen sich untereinander, und wir kennen natürlich diesen Nachbarn, aber wer weiß schon, in welchen Wind er heute Morgen sein Fähnlein hängt?

Soraya antwortet mit Bedacht und ruhig und sanft wie immer:

»Wir haben auch davon gehört; wir wollen uns ansehen, was da los ist.«

»Meine Tochter würde gerne mitkommen.«

Farad flüstert Soraya zu, dass sie nicht darauf eingehen soll.

»Es ist besser, wenn wir niemanden mitnehmen, man kann nie wissen, was da drüben passieren wird.«

Farad hat mehrere jüngere Schwestern und ein großes Verantwortungsbewusstsein. Das Mädchen lässt nicht locker, aber es bleibt beim Nein.

Wir machen uns auf den Weg zum Ariana-Platz. Ich sitze mit Soraya hinten und denke an die Hochzeit, an der wir nun nicht teilnehmen werden. Vorhin, als ich die Kleider erwähnte, die wir heute noch bei der Schneiderin abholen müssten, hat Mama mich verärgert zurechtgewiesen:

»Ist dir eigentlich klar, was los ist, Latifa? Und du redest vom Kleiderabholen!«

Mein Vater mischte sich ein:

»Ich werde sie später holen, mach dir keine Sorgen.«

Ich weiß sehr wohl, dass ich ein vom Vater und den Schwestern viel zu sehr verhätschelter Teenager bin ... bisher bin ich völlig frei aufgewachsen: Schule, Universität, sonntags zum Schwimmen, Ausflüge im Mädchentrupp, um nach Musikkassetten und Videofilmen zu stöbern oder nach Romanen, die ich abends in meinem Bett verschlingen konnte. Ich hoffe, die Widerstandskämpfer werden uns nicht fallen lassen.

Unterwegs hält Papa den Wagen an, weil ihm ein Freund der Familie, ein Apotheker, ein Zeichen gemacht hat, als er ihn hinter dem Steuer erkannte. Sein Bruder hat einen wichtigen Posten bei der Regierung.

»Wo wollt ihr hin? Zum Ariana-Platz? Ich kann euch nur davon abraten.«

»Wir wollen selber sehen, was passiert ist ...«

»Dann werde ich euch nachher etwas erzählen, wenn ihr wieder zurück seid. Seid vorsichtig.«

Es sind weniger Menschen auf der Straße als sonst. Man sieht Männer, aber nur sehr wenig Frauen. Im Vorbeifahren sehe ich erstarrte Gesichter, die Menschen stehen anscheinend unter Schock. Doch alles wirkt ganz ruhig. Nach einer Viertelstunde kommen wir auf die

Straße, die vom Flughafen zum großen Ariana-Platz führt. Hier reiht sich bereits Auto an Auto. Hier ist das moderne Zentrum der Stadt. Mein Vater sagt uns, er werde ein Mal ganz schnell um den Platz herumfahren und weiter entfernt parken. Wir kommen an der amerikanischen Botschaft, der Fernsehanstalt und dem Gebäude der Air Ariana vorbei. Alle Türen sind geschlossen.

Soraya stehen die Tränen in den Augen:

»Da arbeite ich, siehst du? Ich werde vielleicht nie wieder hierher kommen können ... Selbst die Fernsehstudios haben sie geschlossen ...«

Der Wagen ist bei seiner Rundfahrt an der Ecke zur Straße der Freiheit angelangt, wo sich das UNO-Gebäude befindet. Vor uns das Verteidigungsministerium, in dem der Kommandant Massud sein Büro hatte. Und dort, vor dem Hotel Ariana, dem luxuriösesten von ganz Kabul, das im Grunde den Touristen und den abendländischen Journalisten vorbehalten ist, erhebt sich eine Art Aussichtsturm, der normalerweise von den Polizisten genutzt wird, wenn sie vor dem Ministerium Wachdienst haben. An diesem improvisierten Galgen baumeln die beiden Leichen. Papa verkündet, wir sollen gründlich hinsehen, denn er wird kein zweites Mal um den Platz herumfahren.

»Seht euch die Gesichter genau an, damit wir auch sicher sind, dass es sich wirklich um Nadschibullah und seinen Bruder handelt.«

Sie sind es. Der frühere Präsident Nadschibullah in traditionellem afghanischen Gewand und sein Bruder in einem europäischen Anzug. Seite an Seite. Der eine hat das Plastikseil unter den Armen durchgezogen, der andere um den Hals. Nadschibullahs Gesicht ist unverkennbar, wenn auch blau angelaufen und voller winziger Blu-

tergusse: Er muss misshandelt worden sein, bevor sie ihn aufgehängt haben. Das Gesicht seines Bruders dagegen ist unverletzt und von wächserner Blässe. Dem Ersten haben sie Zigaretten in den Mund gestopft und die Taschen so prall mit Geld gefüllt, dass die Scheine herausquellen, als unübersehbares Zeugnis seiner Schuld. Nadschibullah scheint Zigaretten zu erbrechen.

Dieser Anblick ist so grauenvoll und so abscheulich, dass meine Schwester und ich vor lauter Angst und Ekel in Tränen ausbrechen, aber ich kann meine Augen nicht davon abwenden.

Papa parkt den Wagen weit entfernt, um den Menschenmassen zu entgehen. Er stellt den Motor ab.

»Ich steige jetzt aus, aber ihr bleibt im Wagen. Röhrt euch nicht vom Fleck. Ich habe den Apotheker gesehen. Nun ist er doch noch gekommen. Ich gehe hin und rede mit ihm.«

Wir bleiben allein zurück, eine an die andere geklammert, und beobachten, wie sich in der Ferne immer neue Menschenansammlungen bilden.

Farad hatte Recht: Die Taliban schwingen die Peitschen – oder eher so etwas wie Metallkabel – und schlagen wahllos auf die Passanten ein, um sie auf dem Platz zusammenzutreiben, damit sie sich dieses schreckliche Spektakel ansehen müssen. Ich kann nicht genau erkennen, was das für Peitschen sind, aber Soraya behauptet, sie hätten Bleiklumpen am Ende. Ich bin mir nicht so sicher.

»Aber natürlich, sieh doch hin! Der da drüben prügelt auf einen Jungen ein, siehst du, was er für Schmerzen hat? Ein einfaches Kabel würde nicht so wehtun.«

Zehn Minuten vergehen. Wir sitzen einsam, mit gesenkten Köpfen unter dem Schutz unserer Schleier im Auto und schweigen. Jede von uns denkt über die Katastrophe nach, die soeben über uns hereingebrochen ist, und fragt sich voller Angst, welches Schicksal uns wohl erwartet. Es gehen so viele Gerüchte herum. Ich werde nicht auf die Universität gehen. Und meine Mutter? Sie war auf dem Zarghuna-Gymnasium, hat nie Schleier getragen, ihr Vater hat ihr ein Fahrrad für den Schulweg gekauft, so wie ich auch eins habe. Als sie jung war trugen die Mädchen knielange Röcke wie ich, sie ist ausgebildete Krankenschwester, hat in einem Krankenhaus gearbeitet und eine Prüfung in Gynäkologie abgelegt. Heute ist sie achtundvierzig und im Ruhestand. Sie ist müde, weil sie fünf Kinder großgezogen und ein Leben lang gearbeitet hat, um Frauen wieder gesund zu machen. Bis zum heutigen Tag empfängt sie immer noch zwei bis drei Mal die Woche unentgeltlich Patientinnen in unserer Wohnung.

Unser Land braucht Frauen. Seit Jahren nehmen Frauen die Posten in Verwaltung, Bildungs- und Gesundheitswesen ein. Es gibt so viele Witwen, so viele Waisen, so viel vorauszuplanen, so viele Notfälle zu behandeln, jeden Tag so viele Kämpfe gegen das Misstrauen der modernen Medizin gegenüber. Mama hat so viel Schmerzliches erlebt, so viel Elend gesehen, dass der Einmarsch der Taliban in Kabul sie noch dünnhäutiger machen wird.

Jetzt kommt Papa zurück. Wir sehen ihn schon von ferne mit hochgezogenen Schultern auf das Auto zukommen. Er macht die Tür auf, setzt sich wortlos hinter das Steuer und reckt den Kopf in die Höhe. Wir respektieren sein Schweigen.

Dann dreht er den Zündschlüssel um, fährt an und beginnt zu erzählen:

»Ich habe mit dem Apotheker geredet. Sein Bruder hat ihm gesagt, dass ein Vertrauter von Kommandant Massud kurz vor dem Abzug seiner Truppen aus Kabul zu Nadschibullah ins UNO-Gebäude gekommen ist, um ihn zu warnen und ihm anzubieten, die Stadt mit ihnen zu verlassen. Nadschibullah hat es abgelehnt: ›Ich schreibe an meinem Buch‹, hat er gesagt, ›und die Taliban werden mir wieder einen wichtigen Posten geben. Vielleicht werde ich Premierminister. Ich bleibe!‹«

Viele glaubten, dass, wenn die Taliban die Macht übernahmen, der König zurückkommen und Nadschibullah wieder seine offiziellen Funktionen erfüllen würde. Tatsächlich hing er nun auf dem Ariana-Platz.

»Er ist allein und ohne jeden Schutz im UNO-Gebäude geblieben«, erzählt Vater weiter. »Gegen vier Uhr morgens erschien der Chef der pakistanischen Geheimpolizei. Sie haben ihm eine Einverständniserklärung unter die Nase gehalten, die er unverzüglich unterschreiben sollte und in der er den momentanen Grenzverlauf mit Pakistan offiziell anerkannte, also unter anderem die Abtrennung des gesamten Gebietes von Peschawar, das früher zu unserem Land gehörte. Außerdem sollte er die Waffen- und Munitionslager bezeichnen, die die Sowjets in Kabul zurückgelassen haben. Er wollte nicht unterschreiben, da haben sie ihn geschlagen und getötet und dann auf dem Ariana-Platz aufgehängt. Es ist seine eigene Schuld, dass er so gestorben ist. Seine eigene Schuld ... Er glaubte, die Taliban würden sich nicht an die Vertretung der Vereinten Nationen heranwagen. Und? ... sie haben es gewagt. Gott weiß, welch dunkle Kräfte in ihnen wüten!«

Der Apotheker ist ein verlässlicher Mensch. Seinen Worten darf man glauben. Mein Vater und er sind eng befreundet, sie spielen oft Schach und haben ein sehr vertrauensvolles Verhältnis aufgebaut. Der Bruder hat noch am Morgen die Stadt verlassen. Es kam für ihn gar nicht in Frage, seine Waffen niederzulegen.

Auf dem Nachhauseweg fahren wir ganz langsam, um zu beobachten, was sich auf den Straßen tut. Frauen mit Kindern im Arm oder an der Hand laufen eilig heim, nachdem sie sich von den Neuigkeiten überzeugt haben. Es ist so still in der Stadt, dass man ihre Schritte hören kann. Ein paar Jugendliche stehen beisammen und reden, sie haben alles gesehen und unterstützen ihre Erzählungen mit wilden Gesten. Der Name Nadschibullahs ist in aller Munde. Wir steigen so schnell es geht die Treppen hinauf, damit die Nachbarn uns keine Fragen stellen können.

Meine Mutter stößt einen Seufzer der Erleichterung aus, als sie uns wieder heil und ganz vor sich sieht.

»Und? Konntet ihr ihn sehen? Ist er es denn wirklich?«

Mein Vater und ich reden durcheinander. Meine Mutter muss sich erst mal hinsetzen. Soraya, die bisher noch kaum etwas gesagt hat, fällt ein, um von den Peitschen der Taliban zu berichten, aber mein Vater bringt sie mit einer Handbewegung zum Schweigen. Unsere Mutter soll sich nicht aufregen, hat der Arzt gesagt, einen emotionalen Schock würde sie nicht überstehen. Sie ist so blass, und mit den am Hinterkopf zusammengenommenen, bereits ergraute Haaren sieht man nichts mehr von ihr als ihre angstgeweiteten Augen.

Papa geht noch einmal zum Nachbarn und kommt unverrichteter Dinge zurück. Das Telefon funktioniert immer noch nicht, ebenso wenig das Radio. Er denkt daran,

dass er noch vor dem Abend einen Vorrat Batterien kaufen muss. Die wichtigsten Reserven – wie zum Beispiel Reis, unser Hauptnahrungsmittel, Nudeln, Öl und Mehl, falls die Bäckereien nicht mehr arbeiten sollten – haben wir schon gemacht. Darum hatte mein Vater sich schon Anfang der Woche gekümmert, weil er damit rechnete, dass es schreckliche Kämpfe geben würde.

Es gibt keinen Strom, aber daran sind wir gewöhnt. In Kabul ist Elektrizität eine Zauberfee, auf die man sich nicht verlassen kann. Manchmal kommt sie zwei, drei Tage lang zu festgelegten Zeiten, und dann ist plötzlich Schluss und wir holen die Gas- und Öllampen wieder raus. Zum Kochen und um Wasser warm zu machen benutzen wir einen Gaskocher mit Zehn- oder Vierzehn-Liter-Flaschen, die man überall bekommt, wenn auch zu Wucherpreisen. Die Wasserhähne im Bad und auch sonst in der Wohnung sind seit langem versiegt. Das gesamte Leitungssystem ist außer Betrieb, das ist in unserem Viertel nicht anders als überall sonst. Die Bügeleisen werden mit Holzkohle erhitzt, und wenn ein Eisen noch heiß ist, bietet man es dem Nachbarn an. Es wird viel getauscht und geteilt in Kabul, es darf nichts vergeudet werden, was noch gebraucht werden kann.

Um elf Uhr sendet das Radio, das inzwischen in Radio Scharia umgetauft worden ist, endlich wieder. Erst kommen lange Zeit nur religiöse Gesänge, dann ertönt eine Männerstimme, die Koranverse rezitiert.

»Der Prophet sagte zu seinen Schülern, ihre Aufgabe sei es, die Sünde zu verbieten und die Tugend zu fördern. Wir sind gekommen, um wieder Ordnung einkehren zu lassen. Die Gottesmänner werden die Regeln bestimmen. Die früheren Regierungen hatten keine Achtung vor der Religion. Wir haben sie vertrieben, und sie sind geflohen.

Dennoch werden alle Angehörigen der früheren Regierung auch in Zukunft bei uns in Sicherheit sein. Wir bitten unsere Brüder, uns alle ihre Waffen zu übergeben und sie im Erdgeschoss ihrer Wohnhäuser oder in der Moschee niederzulegen.

Und aus Sicherheitsgründen bitten wir die Frauen, ihre Häuser nicht zu verlassen.«

Dieser betont rhythmisch vorgetragenen Ansprache folgen religiöse Gesänge bis zum Mittag. Dann herrscht wieder Stille. Wir werden bis zum Abend warten müssen, um dann vielleicht durch die persisch gesprochenen Sendungen der BBC oder der Stimme Amerikas mehr zu erfahren.

Was kann man tun, wenn man wartet, als sich die schlimmsten Möglichkeiten auszumalen und sich immer wieder diese furchtbaren Bilder ins Gedächtnis zu rufen? Wir vergessen sogar, etwas zu Mittag zu essen.

Es klopft an der Tür. Es ist der Verwalter unseres Hauses, der den Befehlen der Taliban gemäß meinem Vater die Mitteilung macht, er habe sich in der nächstgelegenen Moschee einzufinden, um dort seine Waffen abzuliefern. Wir haben keine Waffen, außer den zwei Erinnerungsstücken, die an der Wand hängen. Papa betrachtet das alte Gewehr, eine Reliquie aus der Militärzeit seines Vaters, als es 1919 zum dritten Mal gegen die Engländer ging. Nach dem Tod meines Großvaters hat er es mit großer Sorgfalt an der Wohnzimmerwand platziert. Es ist ein reines Dekorationsstück. Daneben hängt ein Säbel. Was sollen die Taliban wohl mit solchen Waffen? Ich kann dem Blick meines Vaters ansehen, wie schwer es ihm fällt, seine Gefühle zu unterdrücken. Er trennt sich nicht gern von diesem Stück. Aber Mutter besteht darauf, sie fleht ihn an, vernünftig zu sein.

»Es wäre viel zu gefährlich, ihn zu verstecken. Wenn sie Hausdurchsuchungen machen ...«

Also nimmt mein Vater widerwillig das Gewehr ab, das eine schwache Spur seiner Gegenwart an der Wand zurücklässt, genau über einem wundervollen Porträt von Mama, das ihr Bruder gemalt hat. Sie ist so schön auf diesem Bild, mit ihren zwanzig Jahren, dem langen schwarzen Haar, das in Wellen über ihre Schultern fällt, und ihren riesigen, glückstrahlenden Augen. Diese Schönheit ist ihr geblieben, sie ist nur von der Zeit und den vielen Prüfungen ein wenig abgestumpft.

Papa nimmt auch den großen Säbel von der Wand und schnürt schweigend ein Paket. Er wird alleine losgehen, um seine Erinnerungen an der Moschee mit dem weißen Banner darauf niederzulegen.

Ich würde am liebsten heulen. In unserer Familie ist es nicht üblich, seinen Seelenzustand zu offenbaren, jeder behält seinen Kummer für sich, weil es unnötig scheint, die anderen mit einem Leid zu belasten, das das ihre nur verdoppeln würde. Diese Würde und diese Zurückhaltung in Gefühlsdingen unter allen Umständen sind eine typisch afghanische Eigenart. So mitteilsam und offenherzig wir in äußerlichen Dingen auch sein mögen, so schweigsam, ja beinahe stumm werden wir, wenn es um etwas Schmerzliches geht. Und ich glaube, dass der Bürgerkrieg dieses würdevolle Schweigen noch übersteigert hat. Wir überleben, indem wir gewissermaßen unsere Gefühle auf Sparflamme halten, was schon deshalb notwendig ist, um nicht in Schwermut zu verfallen oder gleich ganz verrückt zu werden vor Wut und Angst. Wenn der Kummer zu sehr auf mir lastet und ich spüre, wie er in mir hochsteigt und womöglich gleich ausbre-

chen könnte, ziehe ich mich in mein Zimmer zurück, um mich ganz allein für mich auf meinem Bett auszuheulen.

An diesem von Schreckensvisionen überschatteten Freitag, dem 27. September, hören meine Schwester Soraya und ich nicht mehr auf, über die Ereignisse zu reden. Seit Schakila geheiratet hat, habe ich das Bett gewechselt, um bei ihr zu schlafen. Bisher hat sie mir immer von ihren Reisen erzählt, Geschichten über ihre Kollegen aus der Crew, wir haben Musik gehört, und sie hat mir die Nase zugehalten, bis ich vor Lachen prustete. Das war unsere Art, mit dem Krachen der Bombeneinschläge überall in der Stadt fertig zu werden. Mein Bruder Wahid hatte uns eine Technik beigebracht, die er an der Front gelernt hatte: Wenn es zu einer heftigen Explosion kommt, muss man den Mund weit aufmachen, damit das Trommelfell nicht platzt.

Das Refugium unseres Mädchenzimmers ist von den kleinen Leidenschaften meiner Jugend gezeichnet. An der Wand hängt ein Poster von Brooke Shields, der amerikanischen Schauspielerin, die später Model geworden ist. Soraya hat mich oft zum Lachen gebracht, indem sie für mich als Mannequin posierte: auf den Zehenspitzen, die Hände in die Hüften gestemmt, Schminke im Gesicht, schritt sie im Zimmer auf und ab, drehte und wendete sich, stellte sich in Positur ... Schon als Kind hat sie sich mit den Kleidern und Schuhen meiner Mutter für mich verkleidet.

Einem Poster von Elvis Presley neben dem von Brooke Shields kann man entnehmen, was meine Lieblingsmusik ist: Rock 'n' Roll. Ich habe stapelweise Kassetten und auch indische Filme auf Video, die Daud in der Stadt bei Farads Vater besorgt, der einen Laden besitzt, für uns ein großer Vorteil.

Aber heute habe ich keine Lust auf Musik, und lesen kann ich auch nicht. Ich muss reden. Soraya ist noch niedergeschlagener als ich. Pessimistischer. Ihre Stewardessenuniform im Schrank wird sie nun nicht mehr brauchen, da ist sie sich sicher. Dabei steht sie ihr so gut! Vorgestern erst kam sie in der türkisfarbenen Hose und dem lang geschnittenen weißen Hemd der Ariana-Fluggesellschaft vom Flughafen in Bagram. Ich finde meine Schwester so hübsch. Sie ähnelt meinem Vater: pechschwarze Haare, halblang geschnitten, schöne Augen und dichte Wimpern, einfach zauberhaft. Sie hat mich immer verwöhnt, genau wie Schakila. Schon seit frühester Kindheit hat sie mich verhätschelt, Haushaltspflichten für mich übernommen, wenn ich gerade mal keine Lust dazu hatte. Soraya ist sanft und rundlich und zärtlich. Ein Leckermaul ist sie auch, aber heute hat sie nicht einmal einen Löffel Reis hinunterbekommen.

Wir reden und reden. Über das, was passiert ist, was wir auf BBC über den Vormarsch der Taliban an die Pforten von Kabul gehört haben, über die drohenden Massaker in Herat im September 1995: Im Fernsehen wurde gezeigt, wie die von den Taliban geblendeten Witwen, denen nichts anderes blieb, als in den Straßen zu betteln, mit Peitschen verprügelt wurden. Jetzt sind das keine fernen Bilder mehr, Momentaufnahmen im Fernsehen, Zeitungsfotos. Es ist Wirklichkeit und sehr gegenwärtig: Sie sind da.

Gestern Nachmittag war vielleicht mein letzter Ausflug in Freiheit. Mein letzter Tag als Studentin ... Ich erkläre Soraya, warum ich so unbedingt zum Ariana-Platz musste.

»Ich wollte Nadschibullah sehen, ich wollte verstehen – wenn es sein musste, war ich sogar bereit, Peitschen-

hiebe einzustecken, ich hätte es hingenommen, um die Realität an mich heranzulassen, verstehst du, Soraya? Ich wollte mich überzeugen ...«

»Wie sie da gehangen haben«, echot meine Schwester, »ich habe den Anblick ständig im Kopf, und dann denke ich, dass alles vorbei ist, dass die Taliban über alles hinausgehen, was ich mir je vorstellen könnte. Sie haben sie uns als Symbol vorgesetzt, damit uns klar wird, dass von nun an jeder von der Hand eines Talib sterben kann. Für uns ist alles vorbei, Latifa, meine Karriere kann ich vergessen, ich werde nie mehr fliegen. Hast du das Gebäude der Ariana gesehen? Sie haben es geschlossen, genau wie den Fernsehsender. Es wird überhaupt keine Frau mehr arbeiten können.«

»Papa hat gesagt, dass es vielleicht in ein paar Tagen, ein paar Wochen vorbei sein wird. Der Widerstand ist irgendwo im Norden. Die Mudschahidin werden zurückkommen, und Raketen sind mir immer noch lieber als die Taliban. Das sieht man doch schon daran, dass 1992 niemand Nadschibullah aufgehängt hat. Und seinen Bruder auch nicht. Und wenn das keine finstere Figur war ...«

Als sie noch in Kabul arbeitete, hat Schakira uns eine üble Geschichte von Nadschibullahs Bruder Schapur erzählt, dass er nämlich ein Abenteuer mit einem jungen Mädchen gehabt hätte. Viele Leute in Makroyan wussten darüber Bescheid. Ihr Vorname war Vida, und sie wohnte in der Siedlung Nr. 1. Von dem Tag an, als sie Schapur begegnet war, holte er sie von der Schule ab. Eines Tages brachte er sie dann zur Wohnung ihrer Eltern, als gerade niemand da war. Ich weiß nicht, wer von den beiden den anderen dazu gebracht hat, die leere Wohnung zu betreten, aber es kann sich wohl jeder denken. Leider war Vi-

da schwanger geworden, ihr Liebhaber musste sie also heiraten. Aber er weigerte sich standhaft, sosehr sie ihn auch drängte. Also lud Vida ihn zu einer letzten Unterredung zu sich nach Hause, und als er sich immer noch weigerte, nahm sie ihm den Revolver ab und erschoss sich. Zunächst wagte niemand etwas zu sagen, aber dann hörte man doch immer häufiger, dass Schapur der eigentliche Schuldige an ihrem Tod war. Vidas Eltern gingen bald darauf ins Ausland. Der Bruder von Nadschibullah war zu jener Zeit absolut unantastbar ...

»Egal, was er verbrochen hat«, sagte Soraya, »es ist ein grauenhafter Tod. Diese Leute sind keine Afghanen, unmöglich. Als ich am Mittwoch aus Dubai gekommen bin, habe ich dir doch erzählt, dass im Flugzeug nach mir Afghanen gewesen sind. Die Maschine ist gleich nach uns gelandet, und die Stewardess hat mir erzählt, sie seien gerade aus den Emiraten ausgewiesen worden, weil sie keine Pässe hatten oder weil ihre Visa abgelaufen waren, ich weiß nicht mehr so genau. Jedenfalls war meine Kollegin ganz empört, wie sie sich benommen haben, sehr feindselig gegenüber dem weiblichen Personal ... ich frage mich, ob sie nicht woandersher gekommen sind, um hier den Taliban zu helfen ...«

In Kabul fragt man sich andauernd, wer die Menschen wirklich sind. Das einzige Sicherheitsgebot besteht darin, dass man nur mit der eigenen Familie bespricht, was man denkt und meint. Wir bleiben schon aus Prinzip so neutral, wie es nur irgend geht. Es gibt nur eine einzige Sache, die die Afghanen über alle ethnischen Gräben hinweg vereint: Die Ablehnung jedem Eroberer von außen gegenüber, sei er nun Engländer, Pakistani oder Araber. Oder natürlich Sowjet.

Gegen die Russen haben sich die Afghanen erhoben, mehr schlecht als recht einen Widerstand aufgebaut, und die Mudschahidin haben, um die Sowjetarmee zurückzudrängen, einen Krieg angefangen, der zehn lange blutige Jahre gedauert hat, begleitet von austauschbaren Regierungen, die allesamt in Moskaus Knechtschaft standen.

Nach dem Abzug der Russen 1989 haben sich die einstmaligen Widerstandskämpfer unter Führung von Kommandant Massud 1992 in Kabul niedergelassen. Zwei Jahre lang lebten wir im Rhythmus der Kämpfe, in denen er, der Tadschike, den anderen Kriegsherren gegenüberstand, allen voran seinem paschtunischen Feind, dem schrecklichen Gulbuddin Hekmatjar, dem Chef der Hisbi-Islami, die von allen die fundamentalistischste Partei war und von Pakistan unterstützt wurde. Aber damit war die Geschichte noch nicht zu Ende. Soeben sind wir gewaltsam in eine neue Ära eingetreten, unter die Knute der Taliban. Es ist der schrecklichste Tag in meinem ganzen kurzen Leben.

Soraya weint, sie hat noch nie einen solchen Kriegszustand erlebt. Beim letzten Mal, am 1. Januar 1994, als Hekmatjar die Stadt unter Dauerbeschuss genommen hat, war sie auf einem Flug von Dubai. Der Flughafen von Kabul war bereits zerstört, und die Maschinen der Ariana mussten den von Bagram, sechzig Kilometer von der Hauptstadt entfernt, benutzen. Doch es war völlig unmöglich, während der Kampfhandlungen hier zu landen. Der Pilot flog Neu-Delhi an, wo Soraya dann sechs Monate lang festsäß und allein mit ihren Kollegen im Hotel den ganzen Tag lang verzweifelt auf den Fernseher starrte. An Schakilas Hochzeitstag vor zwei Jahren sind während der Feierlichkeiten mehr als dreihundert Raketen über der Stadt niedergegangen. Ich erinnere mich noch an

das Sprichwort, das die Familie immer wieder aufsagte, um sich Mut zu machen: Glück und Unglück sind Schwestern.

Kurz nach der Hochzeit unserer Schwester ist Wahid nach Indien gegangen und später dann nach Moskau. Als er noch zu Hause war, empfand ich für ihn immer große schwesterliche Liebe und gleichzeitig eine Angst, die ich nicht bestimmen konnte. Er war streng darauf bedacht, dass die Regeln eingehalten wurden und legte uns den Tschador nahe.

»Weißt du noch, Soraya? Der Tag, an dem Wahid uns diesen Tschador gebracht hat, der viel zu groß für uns war?

»Ich hab ihm gesagt, dass wir ihn in der Mitte durchschneiden würden ...«

Unser Vater war gar nicht damit einverstanden, dass unser ältester Bruder uns vorschreiben wollte, was wir zu tragen hätten. Er wollte nicht, dass wir uns von den anderen an unserer Schule unterschieden. Bei uns zu Hause ist der Schleier dem Gebet vorbehalten, das man für sich allein verrichtet, in der Abgeschiedenheit seines Zimmers. Wir trugen keinen Schleier auf der Straße, auch Mutter nicht. Aber aus Liebe zu meinem Bruder war ich bereit, ihm zu gehorchen. Er hielt uns schulmeisterlich Vorträge über die Länge unserer Röcke oder über den ohnehin eher keuschen Ausschnitt unserer Sommer-T-Shirts. Schakila und Soraya ließen ihn einfach reden, schlimmstenfalls gaben sie ärgerlich zurück: »Ich bin groß genug, um zu wissen, wie ich mich anziehen muss« oder »Kümmere dich um deine Angelegenheiten.«

Ich glaube, meine Eltern fürchteten, dass seine kritische Haltung gegenüber dem Fortschritt seinen Charakter verändern könnte, und deshalb rieten sie ihm, nach seiner

Zeit als Soldat und den vielen Kämpfen, die er erlebt hatte, in ein Land zu gehen, in dem Frieden herrschte. Ich frage mich, was er wohl jetzt gerade macht und ob er eines Tages heiraten wird. Ihm sind viele potenzielle Ehefrauen vorgestellt worden, aber er hat sie alle abgelehnt. In einem Soldatenleben ist kein Platz für eine Familie. Meiner Mutter ist es lieber, dass er weit fort lebt und nicht mehr kämpft. Er hat schon viel zu viel gelitten, und das hat ihn furchtbar hart gemacht.

Daud tigert wie ein Wahnsinniger in seinem Zimmer herum. Er ist der Armee entkommen, weil die Familie ihn geschützt hat und besonders sein großer Bruder, der der Meinung war: »Einer in der Familie, das reicht.« Wird er sich nun auch noch verstecken müssen, um zu arbeiten? Als er sein Wirtschaftsstudium abgeschlossen hatte, konnte er nur bei der Ariana am Schalter eine Stelle bekommen, wo er Tickets verkauft ...

Es heißt, dass die Taliban die jungen Afghanen in den Provinzen zwangsrekrutieren und sie an die vorderste Linie schicken, um Dörfer zu zerstören und Häuser niederzubrennen.

Anstelle meines Vaters möchte Daud lieber heute Nachmittag losgehen und einen Batterievorrat für den Fall einer Belagerung holen. Er ist nicht der Einzige, der sich eindeckt. Als er am Abend nach Hause kommt, erzählt er, dass er viele gesehen hat, die dasselbe taten. Mama wollte nicht, dass er ausgeht, ich kann hören, wie sie ihrem Sohn Vorwürfe macht, weil er ein solches Risiko eingegangen ist:

»Und wenn sie dich mitnehmen? Wenn sie dich ins Gefängnis werfen, wie es die Kommunisten mit deinem Bruder gemacht haben? Oder wenn sie dich zum Töten zwingen?«

Mein armer Papa trägt alle Last der Familie auf seinen Schultern. Er fürchtet um Mamas Gesundheit, und er fürchtet, dass die Taliban ihm den Sohn nehmen, dass seine Töchter ein Leben in völliger Abgeschiedenheit leben müssen, ohne Aussicht auf einen Beruf. Und er hat nicht die mindeste Ahnung, wie es in seinen Stofflagern aussieht, die natürlich genau auf dem Einmarschweg der Taliban in die Stadt liegen. 1991 hat er schon einmal alles verloren, bei dem gescheiterten Staatsstreich von General Tanai. Damals wurde sein Geschäft auf der Jade-Maywan-Hauptstraße vollständig von Bomben zerstört. Alles ging in Rauch auf. Das Geschäft ging gut, Vater hatte sein Auskommen mit dem Import von Textilien aus Japan oder der Sowjetunion. Wir waren nicht reich, aber auch nicht arm. Von einem Tag zum anderen hat Papa einen Großteil seines Besitzes verloren.

Als sein Importgeschäft unter vielen Schwierigkeiten schließlich wieder auf die Beine gekommen war, geschah 1993 während der Angriffe von Hekmatjar auf Kabul die nächste Katastrophe. Mein Vater konnte nicht einmal mehr in die Nähe seines Lagerhauses, das in Poli Mahmud Khan lag, mitten im tretminengespickten Kampfgebiet. Im Fernsehen sah man rauchende Mauerreste. Drei Monate später konnte Vater schließlich hin. Die Ruinen trugen Spuren von Gewehrkugeln und Sprengstoff. Zu retten gab es nichts. Papa hat einen Wächter im Krankenhaus besucht, der überlebt hatte und ihm erzählte, durch welche Hölle er gegangen war. Die Kämpfer hatten auf den Unglücklichen geschossen, als er versuchte sie davon abzuhalten, das Lagerhaus mit Flammenwerfern niederzubrennen. Selbst auf die Hunde hatten sie geschossen! Der schwer verletzte Wächter hatte sich tot gestellt, bis ihn ein Panzer der Regierungstruppen gegen

Abend einsammelte. Wozu brennt man Warenlager ab und tötet Zivilisten und Hunde? Das waren die grausamen Leute von Hekmatjar, der unbedingt seinen Feind Massud besiegen wollte, um ihm Kabul wieder abzunehmen. Und wieder einmal hatte mein Vater ganz von vorne anfangen müssen, unter Mithilfe von Entschädigungsgeldern von der Regierung. Es gelang ihm, sein Geschäft wieder aufzubauen und sogar einen großen Teil seines Kredits zurückzuzahlen. Er dachte, er sei aus dem Schneider. Aber seit den gestrigen Kämpfen ist nichts mehr sicher, und wenn es zu einer dritten Katastrophe kommt, weiß ich nicht, wie er das finanziell überstehen soll.

Am Abend lauschen wir endlich der BBC, die Ohren dicht am Lautsprecher, damit uns die Nachbarn nicht hören. Der Journalist hat nichts Neues zu verkünden, das wir nicht schon wüssten. Er spricht von den Kämpfen am Stadtrand von Kabul, bei denen sich die Regierungstruppen von Kommandant Massud und die Taliban gegenüberstehen. Wir aber wissen bereits, dass sie längst nicht mehr »am Stadtrand« stattfinden, sondern in der Hauptstadt, vor unserer Haustür, in unserem Leben.

Und wir wissen, dass wir heute Nacht versuchen müssen zu schlafen, auch mit diesem Albtraum.

Ein Kanarienvogel im Käfig

An einer Wand unseres Zimmers hat Soraya mit Stecknadeln eine Postkarte befestigt, die eine herrliche purpurfarbene Rose vor einem blauen Hintergrund zeigt.

Seit meine Schwester aufgestanden ist, um das Frühstück zu machen, starre ich unverwandt darauf.

Dieser Samstagmorgen des 28. September 1996 dämmt in einer eigenartigen Leere. Gestern waren die Nachbarn ständig in Bewegung, diskutierten auf dem Flur, versuchten zu erfahren, ob die Telefone wieder funktionierten, Nachricht über ihre Familien zu bekommen. Jetzt dagegen nehme ich nur eine tiefe Stille wahr. Heute Morgen wird mein Vater nicht laufen gehen. Die Taliban halten bestimmt nichts vom Jogging, und außerdem hat er andere Sorgen. Gestern, am Freitag, waren die Banken wie üblich geschlossen, aber heute muss er dorthin und Geld abheben, um für die nächste Zeit vorzusorgen.

Mama liegt noch im Bett, wie betäubt von ihren Schlafmitteln, und aus Dauds Zimmer höre ich keine Musik. Wahrscheinlich flüstert er in der Küche mit Soraya, um unsere Mutter nicht zu wecken. Die beiden werden heute nicht arbeiten gehen, und ich kann nicht zum Unterricht.

Ich empfinde eine tiefe Mattigkeit, einen Kummer, der meinen ganzen Körper ergreift, und dennoch sind meine Augen trocken. Aufstehen kann ich nicht. Stattdessen betrachte ich müßig die Postkartensammlung, die meine Schwester an der Wand aufgehängt hat. Eine rote Tulpe, eine weiße Blume aus Delhi, deren Namen ich nicht kenne ... Nach jeder Landung erweitert Soraya ihren papernen Garten. In Kabul selbst gibt es außer den importierten Plastiksträußen aus Taiwan schon lange keine Blumen mehr ...

Was soll ich anfangen? Auf dem Teppich, den Papa mir aus Mekka mitgebracht hat, habe ich bereits mein Gebet verrichtet. Ich könnte den neuesten Artikel lesen,

den mein Freund Saber mir für unsere von Hand gemachte Zeitschrift gebracht hat. Seit ungefähr zwei Jahren arbeiten wir mit ein paar Freunden daran und stellen von jeder Ausgabe nur ein einziges Exemplar her. Das geht dann durchs Viertel, von einem zum anderen, und kehrt ziemlich zerfleddert zu mir zurück. Die letzte Nummer liegt in meinem Schrank, die neue ist in Vorbereitung. Aber was hat es jetzt für einen Sinn, Artikel und Fotos über Madonna zusammenzustellen, über Lyrik, die aktuelle Mode oder den neuesten indischen Film? Wenn die Taliban die Medien in ihrer Gewalt haben, wird die Presse keinerlei Informationen mehr bringen, sondern geknebelt werden oder gar nicht mehr existieren.

Donnerstag früh habe ich mit fliegenden Fahnen eine Klausur für die Aufnahmeprüfung an der journalistischen Fakultät bestanden. Am gleichen Abend sorgten Saber und seine Schwester Farida sich, ob ich wohl genug für die Abschlussprüfung büffle, die zu Beginn des Winters stattfinden wird.

»Kleine Fische!«, antwortete ich ihnen mit zerstreutem Schulterzucken.

»Und was war das Thema heute?«

»Wir sollten über eine Information unserer eigenen Wahl arbeiten und sie für drei verschiedene Medien aufbereiten: Presse, Radio und Fernsehen.«

»Und für welche Nachricht hast du dich entschieden?«

»Eine wahre, im Prinzip jedenfalls, obwohl ich nicht genau weiß, woher sie stammt: Bin Laden, ein saudischer Freund der Taliban, bietet sich an, aus eigenen Mitteln den Bau von Moscheen in Afghanistan zu finanzieren.«

Das hatte ich im Radio gehört. Wann, daran erinnere ich mich nicht mehr, nur dass die Meldung mich ver-

blüffte. Aber ich wusste fast überhaupt nichts über Bin Ladens Leben, nur dass er sehr viel Geld haben musste, weil er aus Saudi-Arabien stammte. Ich habe eine gute Note für meine Arbeit bekommen.

Bevor die beiden gingen, gab Saber mir ein Buch zurück, das ich ihm geliehen hatte: Eine rote Blume für meinen Schmerz von dem iranischen Schriftsteller Parwiz Ghasi Said. Eine traurige Liebesgeschichte, die sich die jungen Leute im Moment gegenseitig aus den Händen reißen und die mir sehr gefallen hat.

»Und, was hältst du davon?«

Er zog ein Gesicht, damit ich ihn nicht für sentimental hielt. Aber Saber ist in ein Mädchen aus dem Viertel verliebt. Er vertraut mir alles an, und ich erzähle es seiner Schwester weiter ... Ich weiß auch, dass Sabers Eltern finden, er sei zu jung, und noch nicht mit einer anderen Familie über eine Verlobung verhandeln wollen.

Ich gebe mir Mühe, an lebendige, belanglose Dinge zu denken, zum Beispiel an mein Kleid, das bei der Schneiderin auf mich wartet. Papa hat mir trotz Mamas Tadel versprochen, es bald abzuholen. Sie findet, dass er mir zu viel durchgehen lässt. Ich bete meinen Vater an und bekomme von ihm fast alles, was ich will. Manchmal bat mich sogar Daud um Vermittlung, wenn er etwas von Papa wollte. Jedes Mal, wenn ich Geld verlange, um mir eine Musikkassette oder Nagellack zu kaufen, hält Mama mir eine Predigt.

»Denk doch an unseren Geldbeutel, Latifa, und übertrieb nicht!«

Gestern war sie richtig entrüstet darüber, dass ich an einem solchen Tag noch an die entgangene Hochzeitsfeier denken konnte. Aber ich habe das Kleid noch nicht einmal fertig gesehen ...

Vielleicht bin ich ja oberflächlich, aber ich möchte mich an die »Normalität« meines Teenagerlebens klammern. Das ist meine Art, schon im Voraus die Gefangenschaft zu leugnen, die mir droht. Die auf uns alle wartet, die jungen Mädchen und die Frauen. Das ist unvermeidlich.

Ich könnte für immer hier bleiben und diese Papprose betrachten. Der Gedanke ist wie eine fixe Idee, wie ein Gewicht, das mich niederdrückt: Jetzt werde ich nicht auf die Universität gehen ... Ich habe diese Prüfung umsonst abgelegt, ich werde zu Hause eingesperrt sitzen, ohne Ziel und ohne Zukunftspläne. Wie lange wohl? Wochen, Monate werden vergehen, bis der Widerstand diese weißen Monster vertreibt. Jahre vielleicht. Niemand weiß, wohin Kommandant Massud und seine Männer sich geflüchtet haben. »Wir haben sie davongejagt«, hat Radio Scharia verkündet, und es soll noch viel Zeit vergehen, bis wir mehr erfahren.

Das Frühstück verläuft in gedrückter Stimmung. Radio Scharia unterscheidet sich vollständig von Radio Kabul. Informationen werden keine mehr gesendet, das Programm wird wie gestern um elf Uhr beginnen, mit religiöser Musik und den Vorschriften der Mullahs.

Ich hasse diesen Morgen ohne Sinn. Vorher war es ein Genuss, heißes Brot und süßen Tee zu frühstücken und dabei die Sendung Payam Sobgahan, das »Morgenecho«, auf Radio Kabul zu hören: aktuelle Nachrichten, persische Gedichte, Musik. Gegen acht Uhr gingen Daud und Soraya zur Arbeit und ich zum Unterricht. Nur meine Mutter blieb zusammen mit Bingo zu Hause. An manchen Tagen hielt sie Sprechstunden für die Frauen aus dem Viertel ab, deren sittenstrenge Ehemänner ihnen nicht erlaubten, sich im Krankenhaus von Männern be-

handeln zu lassen. Genau aus diesem Grund sind die meisten Ärzte in Kabul Frauen, besonders in der Gynäkologie.

Während wir darauf warten, dass Radio Scharia sich herablässt, uns über die Befehle der neuen Macht zu informieren, bekommen wir zwischen acht und neun Uhr nur religiöse Musik, Koranverse und Gebete zu hören. Für den unwahrscheinlichen Fall, dass es etwas Neues gibt, wird Daud den Apparat zur angegebenen Zeit wieder einschalten.

Während Soraya den Abwasch macht, lege ich mich wieder in meinem Zimmer hin. Papa unternimmt vorsichtig einen Ausgang ins Viertel, um Einkäufe zu machen und zur Bank zu gehen, er will versuchen, über Flüsterpropaganda von Freunden Bruchstücke von Nachrichten zu erfahren. Mama streckt sich auf dem Sofa im Wohnzimmer aus. Ihr Blick ist matt, sie ist schon schlaftrig. Sie hat mich nicht einmal ausgeschimpft, als sie sah, dass Soraya an meiner Stelle gespült hat. Man könnte meinen, dass sie sich heute Morgen für gar nichts interessiert.

Dann endlich kehrt Papa zurück und bringt schlechte Nachrichten mit. Die Banken sind immer noch geschlossen, die Geschäfte und Ämter ebenfalls. Nur das Innen- und das Verteidigungsministerium arbeiten noch. Er hat zerschlagene Fernsehgeräte gesehen, die wie Müll übereinander geworfen waren, aufgerissene Kassetten, die an ihren Bändern an den Bäumen hingen und sich wie düstere Girlanden im Herbstwind drehten. Die Straßen sind voller niedergeschlagener Menschen, und vor den Läden stehen lange Schlangen.

Jetzt wird er in die Moschee gehen, um die alten Erbstücke, die er in ein Tuch gewickelt hat, abzuliefern. Mein armer Papa, so zuverlässig, so stark, so respektabel!

Was für eine Demütigung für ihn. Er hat sich heute Morgen nicht rasiert, und sein Gesicht wirkt grau und traurig. Die Bartstoppeln auf seinen Wangen lassen ihn krank aussehen.

Elf Uhr. Radio Scharia nimmt den Sendebetrieb wieder auf, um zu verkünden, dass der Premierminister der aus sechs Mullahs bestehenden Übergangsregierung folgende Dekrete erlassen hat:

»Das Land wird von nun an durch ein vollständig islamisches System regiert. Alle ausländischen Botschafter sind ihres Amtes enthoben. Die Scharia, die das Alltagsleben von uns Muslimen regelt, bekommt ein völlig neues Gesicht. Die neuen Dekrete gemäß der Scharia sind die Folgenden:

- Jeder, der eine Waffe besitzt, hat diese beim nächsten Militärposten oder der nächsten Moschee abzuliefern.
- Mädchen und Frauen dürfen nicht mehr außer Haus arbeiten.
- Alle Frauen, die gezwungen sind, sich außerhalb ihrer Wohnung zu bewegen, müssen von einem Marham begleitet werden, das heißt, ihrem Vater, Bruder oder Ehemann.
- Die öffentlichen Verkehrsbetriebe stellen getrennte Busse für Frauen und Männer bereit.
- Die Männer müssen sich Barte wachsen lassen und ihren Schnurrbart nach den Vorschriften der Scharia stutzen.
- Männer haben einen Turban oder eine weiße Kappe auf dem Kopf zu tragen.
- Es ist verboten, sich in Anzug und Krawatte zu kleiden. Stattdessen muss traditionelle afghanische Tracht getragen werden.

- Frauen und Mädchen haben die Burka anzulegen.
- Ihnen ist untersagt, unter dem Schleier Kleidungsstücke in lebhaften Farben zu tragen.
- Es ist verboten, Nagellack oder Lippenstift zu benutzen oder sich das Gesicht zu schminken.
- Jeder Muslim hat die Gebete zur vorgeschriebenen Stunde zu verrichten, an dem Ort, an dem er sich gerade befindet.«

In den folgenden Tagen hagelt es auf Radio Scharia immer zur gleichen Uhrzeit Dekrete, die im Namen der Scharia von immer derselben bedrohlichen Stimme skandiert werden:

- Es ist verboten, Fotos von Menschen und Tieren auszustellen.
- Eine Frau darf kein Taxi nehmen, wenn sie nicht von einem Marham begleitet wird.
- Kein Arzt hat das Recht, unter dem Vorwand einer Untersuchung den Körper einer Frau zu berühren.
- Eine Frau darf keinen Herrenschnieder aufsuchen.
- Junge Mädchen dürfen sich nicht mit jungen Männern unterhalten. Bei Zu widerhandlung werden die Missetäter sogleich verheiratet.
- Muslimische Familien dürfen keine Musik hören, auch nicht anlässlich einer Hochzeitsfeier.
- Familien ist es untersagt, Fotos oder Videofilme aufzunehmen, auch nicht bei Hochzeiten.
- Verlobten Frauen ist es verboten, Schönheitssalons aufzusuchen, auch nicht anlässlich von Hochzeitsvorbereitungen.
- Muslimische Eltern dürfen ihren Kindern keine unislamischen Vornamen geben.

- Alle Nicht-Muslime, das heißt, Hindus und Juden, haben gelbe Kleidung oder ein Zeichen aus gelbem Stoff zu tragen. Sie müssen ihre Wohnstätten mit einer gelben Fahne bezeichnen, damit sie erkennbar sind.
- Allen Händlern ist es untersagt, alkoholische Getränke zu verkaufen.
- Den Händlern ist verboten, Unterwäsche für Frauen zu verkaufen.
- Wenn die Polizei einen Zu widerhandelnden bestraft, hat niemand das Recht, Fragen zu stellen oder Kritik zu üben.
- Verstöße gegen die Gebote der Scharia ziehen eine öffentliche Bestrafung nach sich.

Dieses Mal bringen sie uns wirklich um, die jungen Mädchen und die Frauen. Sie töten uns schweigend, heimtückisch. Die harten Verbote, die schon in den ländlichen Regionen gelten, vernichten uns und drängen uns vollständig an den Rand der Gesellschaft. Alle Frauen, von den jüngsten bis zu den ältesten, sind davon betroffen. Wenn die Frauen nicht mehr arbeiten dürfen, brechen das Gesundheitssystem und die Verwaltung zusammen. Kein Schulunterricht mehr für die Mädchen, keine medizinische Versorgung für die Frauen, und nirgendwo wird man mehr frische Luft atmen können. Die Frauen ins Haus, oder unter die Burka! Jedenfalls den Männern aus den Augen. Dies ist eine vollkommene Abschaffung der persönlichen Freiheit, ein gegen die Frauen gerichteter Rassismus.

Als letzter Affront für die Afghanen, Männer wie Frauen, ist ein neues Ministerium installiert worden, das den lächerlichen Namen »Ministerium für die Unterdrückung des Lasters und die Förderung der Tugend« trägt, Amri be Mahrouf wa Nahyi az Monker auf Afghanisch.

An diesem Tag flüchte ich mich in mein Zimmer, um meine Besitztümer zu betrachten, meine Bücher, meine Kleidung, die Fotos, die Comics, die Musikkassetten, die Videos und Poster. Mein Nagellack, Sorayas Lippenstift ... Uns bleibt nichts anders übrig, als alles in Kartons zu räumen und diese im Schrank zu verstecken. Ich bin am Boden zerstört, wütend und dann in der nächsten Sekunde in Tränen aufgelöst. Diese Beschlagnahme meiner persönlichen Dinge finde ich unerträglich, genau wie meine Schwester und unsere Mutter. Diese hat sich selbst darangemacht, die verbotenen Gegenstände einzuwickeln, die Familienfotos von Geburten und Hochzeiten, ihre und Schakilas Hochzeitsbilder. Sie hat das herrliche Porträt, das ihr Bruder von ihr gemalt hat, abgenommen, dieses Bild einer blühenden Frau, das Gesicht der Freiheit, das den Taliban unerträglich ist. Während wir unsere Jungmädchenstücke in den Wandschrank stopfen, verbirgt sie ihre eigenen Erinnerungen an die Zeit als junge Frau, Ehefrau und Familienmutter hinten in einem Küchenschrank. Ich lege meine schönsten Kleider in einen Koffer und behalte nur Hosen und schwarze Turnschuhe draußen. Soraya tut das Gleiche. Ihre hübsche Uniform von der Ariana, ihre kurzen, bunten Röcke, ihre Frühjahrsblusen, ihre hochhackigen Schuhe und ihre zu bunten Pullis, die von jetzt an anstößig sind ... Dann hilft sie Mama, in der ganzen Wohnung verbotene Bilder aufzuspüren: Kalender, die Fußball- und Musikposter in Dauds Zimmer ...

Als ich dann allein in unserem Zimmer stehe, zwischen den letzten Büchern, die noch eingewickelt werden müssen, breche ich erneut in Tränen aus. Mir dreht sich der Kopf. Solange ich damit beschäftigt war, eilig alles zusammenzupacken, hatte ich nur das Gefühl, wir zögen für

eine Zeit lang um. Aber jetzt gehen mir die Nerven durch. Mein Blick fällt auf eine Karikatur, die letztes Jahr in einer Zeitung erschienen ist. Dort sieht man zwei Wissenschaftler, die sich über ein Mikroskop beugen und einige Taliban beobachten, die auf einem Glasplättchen wimmeln. Mit ratloser Miene fragen sie sich, was für Mikroben sie dort vor Augen haben.

Eine schmutzige Mikrobe ist das, die sich gefährlich rasch verbreitet, sich vermehrt und eine schwere Krankheit verursacht, die der Freiheit der Frauen einen langsamem Tod bereitet. Sie ist leicht zu übertragen, diese Mikrobe. Es reicht, dass die Taliban sich gewaltsam zu den unbestrittenen Herren der Scharia und der Regeln des Koran erklären, die sie ohne jede Achtung vor dem heiligen Buch verdrehen. Unsere Familie ist zutiefst religiös, und mein Vater und meine Mutter wissen, was die Scharia für einen guten Moslem bedeutet. Aber die Empfehlungen der Scharia haben nichts mit den Gesetzen zu tun, die man uns jetzt aufzwingen will.

Fotos von Tieren haben die Taliban schon verboten, und ich bin mir sicher, dass sie bald auch den Besitz von Hunden oder Vögeln untersagen werden. Auf unserem Wohnzimmerbalkon, den Papa zu einer verglasten Veranda umgebaut hat, um uns vor Kälte und fremden Blicken zu schützen, halten wir einen Kanarienvogel im Käfig. Er zwitschert so melodisch, wenn die Sonne aufgeht ...

Als Papa aus der Moschee zurückkehrt, sieht er meine Tränen.

»Beruhige dich doch, Latifa! Noch weiß niemand, wie die Dinge sich entwickeln. Wir müssen Geduld haben, das wird nicht lange dauern, du wirst schon sehen ...«

»Papa, wir müssen den Kanarienvogel fliegen lassen. Wenigstens das Vögelchen soll frei sein!«

Diesen Käfig zu öffnen ist eine symbolische Handlung, die ich jetzt brauche. Ich sehe zu, wie der Kanarienvogel vor der unbekannten Freiheit zögert, sich dann flügelschlagend in die Luft erhebt und in der Ferne am bewölkten Septemberhimmel entschwindet. Er nimmt meine Freiheit mit sich. Gebe Gott, dass er Zuflucht im Schoß eines ruhigen Tales findet!

Alles hat sich verändert, die Welt ist auf den Kopf gestellt. Immer noch steht mein Vater zum Morgengebet auf, aber er kann nicht mehr draußen joggen gehen, weil die Taliban nicht dulden; dass außer ihnen jemand auf der Straße rennt. Soraya, Daud und ich erheben uns gegen neun, zehn Uhr vormittags, ohne Schwung, lustlos. Mein Vater und Bruder sind gezwungen, Barte zu tragen, und wir haben alle das Gefühl, dass unsere Gesichter schmutzig, müde und traurig aussehen. Niemand schaltet mehr das Radio ein, weil keine Nachrichten mehr gesendet werden, keine Musik, keine Poesie. Nur noch Propaganda. Und die Dekrete:

- Das Pfeifen sowie der Besitz von Flötenkesseln ist untersagt.
- Der Besitz von Hunden und Vögeln ist verboten.

Ich hatte Recht. Zum Glück ist unser Kanarienvogel schon weit fort. Wir und niemand sonst haben über seine Freiheit entschieden. Aber jetzt müssen wir uns von Bingo trennen, unserem weißen Hirtenhund, dessen Fell so dicht ist, dass er einem Bärenjungen ähnelt. Ich kenne ihn schon mein ganzes Leben lang. Meine erste Erinnerung an ihn geht auf ein Farbfoto aus dem Album zurück, das ich mir jetzt nicht mehr anschauen darf. Darauf bin ich ungefähr fünf Jahre alt und trage einen Schottenrock, ein

rotes Polohemd und einen Strohhut. Ich drücke Bingo an mich, der auf den Hinterbeinen steht; seine längliche Schnauze deutet auf meine ältere Schwester Schakila, als wollte er sagen: »Befreie mich! Ich bin dazu geschaffen, auf vier Beinen zu laufen!«

Keine Frage, dass wir ihn nicht auf der Straße aussetzen, wie manche Hundehalter das schon getan haben. Also packt Papa Bingo ins Auto und bringt ihn zu unserem Onkel, der in einem Haus mit Garten wohnt. Bingo, dieser afghanische Dissident auf vier Pfoten, wird über Tag im Haus versteckt leben, und am Abend kann er dann an die frische Luft. Ich weiß, dass er gut versorgt ist.

Drei Wochen sind seit dem Einmarsch der Taliban vergangen. Erst jetzt kann unser Vater sich dem Gebiet nähern, in dem sich sein Lager befindet. Er hat ein weiteres Mal sein Geschäft verloren!

Aus vorsichtiger Entfernung, wegen der ringsum verstreuten Minen, sah er, dass seine gesamte Arbeit in Trümmern lag. Er klagt nicht, um Mama keine neuen Sorgen aufzubürden. Mit Hilfe eines Partners in Pakistan wird er sich durchschlagen, die Mittel, über die er noch verfügt, in ein neues Geschäft investieren und hoffen, dass er damit ausreichende Einkünfte erzielt. Aber das wird sich komplizierter gestalten als früher, und er kann nicht mehr täglich zur Arbeit gehen, was ihm fehlen wird. Von nun an ist unsere Wohnung auch für ihn ein wenig wie ein Gefängnis. Er hat die Einkäufe und das Kochen übernommen, was ihm nicht das Geringste ausmacht. Papa hat immer schon gekocht, vor allem, als Mama noch im Krankenhaus arbeitete und oft nicht zu Hause war.

Sein Bart ist jetzt so weit gewachsen, dass wir ihn ab und zu wegen seines neuen Aussehens necken oder scherhaft messen, ob er schon so lang ist, wie die Taliban das verlangen. Er nimmt die Sache mit einer Gelassenheit, in die sich Verachtung mischt.

»Mein Bart gehört den Taliban, aber ich nicht!«

Daud für seinen Teil hat einen Weg gefunden, mit Freunden heimlich an kopierte Videofilme zu kommen. Sie werden von Schmugglerringen, die schon länger existieren, aus Pakistan herangeschafft. Außerdem hat mein Onkel noch welche in seinem Laden. Eigentlich ein merkwürdiges Paradox: Es ist uns verboten, Videorekorder zu kaufen, Fernseher oder Tonband- und Videokassetten, aber in den Läden liegen sie immer noch in den Regalen. Offiziell erwirbt sie niemand, aber jedermann beschafft sich die Artikel inoffiziell! Anscheinend sehen die Taliban durch die Finger und lassen die Leute gewähren. Sie wollen den Schwarzmarkt erhalten, denn wenn der Zusammenbrüche, gäbe es in Kabul keinen Handel mehr.

Das häusliche Leben wird durch Papas oder Dauds Kommen und Gehen bestimmt. Sie bringen uns Nachrichten aus der Außenwelt, aus dem Basar, vom Gemüsehändler, aus dem Geschäftszentrum oder der Moschee. Und wir Frauen lauschen ihnen begierig.

»Die Afghanen fühlen sich abgestoßen von dem Bild der Religion, das die Taliban mit ihren lächerlichen Gesetzen zeichnen. Wir sind immer Muslime gewesen, aber in ihrem Islam erkennt sich niemand wieder. Sie zwingen die Menschen, irgendwo auf der Straße stehen zu bleiben und ihr Gebet zu verrichten. Ein Mann hat erzählt, dass man ihn fünfmal hintereinander angehalten hat und er jedes Mal seine Verbeugungen machen musste! Es heißt

auch, dass viele Menschen in der Moschee in dem Moment, in dem man Gott seinen größten Wunsch nennt, bitten: »Mein Gott, befreie uns von diesen Taliban!« Sie können uns unterdrücken, aber das Gebet wendet sich gegen sie.«

Die Tage schleppen sich untätig dahin. Die meiste Zeit verbringe ich liegend in meinem Zimmer, starre die Decke an oder lese. Kein Jogging mehr am Morgen, kein Radfahren mehr. Langsam verweichliche ich. Keine Englischstunden mehr, keine Zeitschriften. Ich betäube mich mit schmalzigen indischen Filmen, die Daud mitbringt. Damit die Taliban nach der Sperrstunde das Flackern des Bildschirms nicht sehen, hat mein Onkel die Fensterscheiben im kleinen Salon und dem Esszimmer, die zur Straße gehen, angestrichen, und auch die der WohnzimmERVERANDA und der Schlafzimmer. Nur durch das Fenster in der Küche, die entgegengesetzt zu den anderen Räumen liegt, kann man noch einen Blick auf die Moschee und die Schule werfen. Dort sieht man nur noch Jungen, die im Kreis um den Mullah sitzen und den Koran aufsagen.

Mein Kopf ist leer, ich habe keine Pläne mehr. Ab und zu unternehme ich einen Rundgang durch die Wohnung wie eine Gefangene, die ihre Zelle abschreitet. Ich setze mich in einen Sessel, dann auf ein Bänkchen oder einen Teppich. Ich gehe den Flur entlang, der in die Küche führt, und kehre in mein Zimmer zurück. Sich setzen, sich auf dem Bett ausstrecken, die Einzelheiten des Teppichmusters betrachten, vor den Fernseher zurückkehren, sich wieder hinlegen ... Noch nie habe ich die Möbel und die Gegenstände im Haus so eingehend betrachtet. Ein Brotkrümel auf dem Tisch erweckt meine Aufmerksamkeit, ein Vogel am Himmel fasziniert mich. Obwohl ich

es nicht richtig bemerke, bin ich bereits deprimiert, jeder Substanz beraubt. Mama ist weit weg, dämmert im Halbschlaf vor sich hin. Sie interessiert sich nicht mehr richtig für uns. Wir tun ja auch nichts mehr, Soraya und ich.

Ab und zu besucht mich Saber. Gelegentlich empfängt Mama Patientinnen. Sie kommen aus der Nachbarschaft, sind immer in Eile, unruhig. Ich öffne ihnen die Tür, und sie verschwinden mit Mama im Wohnzimmer. Ihre Männer warten vor dem Haus auf sie.

Eines Tages, der Winter nähert sich dem Ende, öffne ich einer verschleierten Frau die Tür, in dem Glauben, sie sei eine Patientin, die zu einer heimlichen Sprechstunde kommt. Aber sie beginnt mir merkwürdige Fragen zu stellen.

»Hör mal, du bist doch Latifa, oder? Die Tochter von Alia? Die Freundin von Saber?«

Ich verstehe nicht, worauf die Fremde hinauswill, und will ihr schon die Tür vor der Nase zuschlagen. Aber sie besteht darauf, hereinzukommen.

»Oh ja, natürlich bist du das!«

Plötzlich platzt sie vor Lachen heraus, und als sie den Stoff, der ihr Gesicht verhüllt, hochschlägt, erkenne ich Sabers Schwester.

»Farida? Bist du's? Du hast mir beinahe Angst eingejagt! Was ist denn in dich gefahren, dass du mit diesem Ding herumläufst?«

»Jetzt habe ich dich zum Narren gehalten! Ich will das Teil benutzen, um auszugehen. Komm schon, probier's mal!«

Meine Freundin so zu sehen ist ein Schock. Ich weiß, was eine Burka ist, schon lange vor der Ankunft der Taliban habe ich welche gesehen. Manche Frauen vom

Land, die zu Mama in die Sprechstunde kamen, trugen den Schleier aus Tradition, aber freiwillig. In Kabul selbst waren sie selten zu sehen. Während des Bürgerkriegs allerdings konnte dieses Kleidungsstück den Männern oder Frauen, die Informationen überbrachten, sehr nützlich sein. Das Gesicht war unkenntlich, und hinter den anonymen weiblichen Gestalten verbargen sich häufig Widerstandskämpfer in Hosen. Wenn mir und meinen Schulkameradinnen auf der Straße eine Frau in der Burka begegnete, kicherten wir. Wir tauften sie »Flaschen«, »umgedrehte Blumenkohlköpfe« oder »Mehlsäcke«. Wenn es mehrere waren, hießen sie »Fallschirmspringer-Regiment«. Ein dummer Witz brachte uns zum Lachen. »Da ist dieser Japaner, der von einer Reise nach Afghanistan zurückkehrt. Er erzählt seinen Freunden zu Hause, dass die Männer dort sehr gut organisiert seien, sehr viel fortschrittlicher als die Japaner. ›Warum denn das?‹, wird er gefragt. Antwort: Weil sie mit einer Flasche auf der Straße herumlaufen!«

Ich betrachte dieses Kleidungsstück aus kunstvoll besticktem Stoff, das auf eine den Kopf eng umschließende Haube genäht ist und bis auf die Füße hinabreicht. Es gibt sie auch kürzer, was bestimmt bequemer ist. Das kleine gestickte Netz auf Höhe der Augen und der Nase macht mir Angst.

»Mein Vater hat uns welche gekauft, aber die sind nicht so lang.«

»Die hat meine Schwester bei einer Tante gefunden; sie ist alt, und die Tante war groß. Probier sie an. Wenn du eines Tages doch nach draußen willst, brauchst du sie.«

Ich gehorche, um ihr den Gefallen zu tun, aber auch, um festzustellen, wie man sich darunter fühlt. Ich ersti-

cke. Der Stoff drückt auf meine Nase, und ich habe Schwierigkeiten, das gestickte Netz vor den Augen zu rechthorzurücken.

»Und? Kannst du mich sehen?«, fragt Farida mich.

Ich erkenne sie, jedenfalls solange ich ihr direkt gegenüberstehe. Um den Kopf zu drehen, muss ich das Tuch auf der Wange festhalten, damit es nicht verrutscht, und um hinter sich zu schauen, muss man sich vollständig umdrehen. Hier drinnen spüre ich, wie mein eigener Atem mir über das Gesicht streicht. Mir ist heiß, und meine Füße verheddern sich im Stoff. Niemals werde ich es fertig bringen, ein solches Kleidungsstück zu tragen. Jetzt verstehe ich besser, warum die »Flaschenfrauen« so steif gehen, den Blick starr geradeaus gerichtet oder vornübergebeugt, um ein unvorhergesehenes Hindernis zu erkennen. Warum sie zögern, bevor sie die Straße überqueren, oder nur langsam eine Treppe hinaufsteigen. Diesen Gespenstern, die jetzt durch Kabuls Straßen wandeln, muss es ziemlich schwer fallen, den Fahrrädern, den Bussen und Karren auszuweichen. Und zu rennen, um vor den Taliban zu fliehen. Das ist kein Kleidungsstück, sondern ein Gefängnis.

Aber wenn ich ausgehen will, muss ich mich darunter verstecken. Mir bleibt nichts anderes übrig, wenn ich mich nicht als Junge verkleiden und meine Haare abschneiden will. Dann müsste ich mir allerdings auch einen Bart wachsen lassen. Im Moment fühle ich mich nicht in der Lage, die Burka anzulegen. Dieses winzige Gitterfenster kommt mir wie ein Vogelkäfig vor. Und der Kanarienvogel bin ich.

Gedemütigt und wütend ziehe ich das Teil aus. Mein Gesicht gehört mir. Im Koran steht, dass eine Frau sich bedecken soll, aber erkennbar bleiben muss. Die Taliban

wollen mir, allen Frauen, das Gesicht stehlen. Auf gar keinen Fall! Ich werde nicht mit Farida ausgehen.

»Du willst dich doch nicht dein ganzes Leben lang einsperren!«

»Na schön, ich habe Angst. Angst, mich mit den Füßen im Stoff zu verfangen, Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, auf der Straße geschlagen zu werden, weil etwas darunter hervorschaut, oder weil ich dieses Ding hochhebe, um zu niesen. Ich könnte ja nicht einmal rennen, um mich in Sicherheit zu bringen!«

»Diese hier ist zu lang; nimm doch deine eigene.«

»Nein. Man sagt, dass junge Mädchen entführt und an die Taliban zwangsverheiratet werden.«

»Also, ich will nach draußen. Mein Bruder geht mit mir; in Begleitung eines Bruders riskiert man nichts. Bitte doch Daud!«

Nein, ich werde auf keinen Fall gehen. Außerdem habe ich keine Lust, auf den Straßen Kolonnen von Frauen zu sehen, die sich in diesem Aufzug an den Hauswänden entlangdrücken. Das würde mich nach meiner Heimkehr zu sehr deprimieren. Falls ich überhaupt zurückkomme

...

Das Programm von Radio Scharia ist immer das Gleiche: von acht bis neun Uhr Koranlektüre und Gebete; von neun bis halb elf Propagandatexte, die Verkündung neuer Dekrete, von denen manche auf Arabisch heruntergeleiert werden, als wollte man uns glauben machen, dass sie wirklich dem Koran entstammen. Dann wird der Sendebetrieb unterbrochen und um achtzehn Uhr wieder aufgenommen, dieses Mal mit den »Todesanzeigen«, der Bekanntmachung des Hinscheidens von Taliban-»Helden«. Es folgen die »Nachrichten«, die alle gleich sind und den

Vormarsch der Taliban begrüßen, natürlich ohne ein Wort über die Auseinandersetzungen mit dem Widerstand zu verlieren oder die Dörfer, die sie nicht einnehmen können. Um einundzwanzig Uhr dreißig schließlich verstummt Radio Scharia nach der Verkündung einiger heiliger Texte.

Gegen Mittag schlägt für gewöhnlich einer von uns ohne allzu viel Nachdruck vor, etwas zu essen zu machen ... In der Wohnung herrscht eine Atmosphäre wie in einem Gefängnis oder einem Krankenhaus. Die Stille ist bleiern. Die Zeit scheint stillzustehen. Niemand tut mehr etwas, wir haben uns nichts mehr zu sagen. Jeder zieht sich in seine Verzweiflung und Angst zurück, über die er mit den anderen nicht sprechen kann. Wenn alle im selben dunklen Loch hocken, hat es keinen Sinn, einander zu erzählen, dass man nichts sehen kann.

Ich werde träge. Es kommt vor, dass ich drei oder vier Tage lang tags wie nachts die gleiche Kleidung trage. Das Telefon des Nachbarn klingelt nicht mehr, die Leitung ist immer noch unterbrochen. Und an dem Tag, an dem die Verbindung endlich wieder funktioniert, zögert mein Vater, einen Anruf zu tätigen: Wir wissen genau, dass die Taliban alles hören, alles überwachen ...

Gelegentlich kommen Freunde von Daud bei uns vorbei, um heimlich Filme zu sehen.

Farida und Saber besuchen mich manchmal. Die beiden sind abenteuerlustiger als ich und gehen nach draußen. Ich selbst bringe den Mut dazu nicht auf. Mir kommt es vor, als sei das die einzige Form des Widerstands, die mir übrig bleibt: mich einzuschließen und SIE nicht zu sehen.

Erst vier Monate nach dem Einmarsch der Taliban, Anfang 1997, kann Farida mich überreden, mich zusam-

men mit ihr auf die Straßen von Kabul zu wagen. Ihr Vorwand ist, dass wir die letzte Nummer unserer Zeitschrift bei unserer Freundin Marjam abholen, die mich kürzlich darum gebeten hat. Ich sehe nicht ein, warum das nötig sein soll.

»Du musst ausgehen!«, beharrt Farida. »Du siehst schrecklich aus, und dagegen hilft nichts anderes, als dich der Wirklichkeit zu stellen. Wenn du dich noch lange einsperrst, wirst du am Ende verrückt!«

Ich verschwinde unter meiner Burka und mache mich zusammen mit Farida und Saber auf diesen merkwürdigen »Spaziergang«. Seit vier Monaten habe ich keinen Fuß mehr vor die Tür gesetzt. Das ist eine eigenartige Empfindung, ich fühle mich verloren, als wäre ich krank gewesen und immer noch schwach. Die Straße kommt mir zu breit vor, und ich habe das Gefühl, ständig unter Beobachtung zu stehen. Wir flüstern unter der Burka, um nicht Sabers Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen, der uns nicht von den Fersen weicht.

Unterwegs kommen wir an unserer alten Schule vorbei: Die Taliban bewachen den Eingang. Auf dem benachbarten Sportplatz hängen immer noch die unheimlichen Girlanden aus aufgerissenen Kassetten. Die Bänder baumeln von den Basketballkörben, dem Volleyballnetz und aus den Bäumen. Mein Vater hatte mir davon erzählt, aber ich hatte geglaubt, diese Zurschaustellung sei vorübergehend. Doch anscheinend werden diese Mahnmale für das Verbot systematisch erneuert. Keine Bilder mehr, keine Musik.

Ein Stück weiter begegnen wir vier Frauen. Plötzlich bremst neben ihnen mit einem Höllenlärm ein schwarzer Geländewagen. Taliban-Milizionäre springen von den Sitzen und schwenken die Metallkabel, die ihnen als

Peitschen dienen. Ohne ein Wort, ohne eine Erklärung beginnen sie auf die Frauen einzuschlagen, die doch unter ihrer Burka verborgen sind. Sie schreien, aber niemand kommt ihnen zur Hilfe. Dann laufen sie, um den Männern zu entkommen, aber sie verfolgen die Frauen und prügeln ohne Unterlass weiter. Ich sehe, wie Blut auf ihre Schuhe tropft.

Ich bin wie gelähmt und kann mich nicht bewegen, ich habe den Eindruck, zu Stein erstarrt zu sein. Sie werden kommen, als Nächstes haben sie es auf mich abgesehen! Farida reißt mich grob am Arm.

»Lauf! Wir müssen fliehen! Lauf!«

Mit einer Hand drücke ich den Schleier auf mein Gesicht, und wir rennen wie die Verrückten, bis uns die Luft ausgeht ... Saber ist hinter uns, ein trügerischer Schutz. Er weiß genau, dass er nichts tun kann. Ich habe keine Ahnung, ob die Taliban uns folgen, aber ich habe das Gefühl, sie hinter meinem Rücken zu hören und erwarte jeden Moment den Peitschenhieb, rechne damit, unter den Schlägen zu straucheln.

Zum Glück haben wir uns nicht weit von zu Hause entfernt, und weniger als fünf Minuten später verschwinden wir im Eingang des Wohnblocks. Auf dem Treppenabsatz bringe ich kein Wort mehr heraus und bekomme keine Luft. Ich schluchze nervös und unkontrollierbar. Farida kommt mühsam wieder zu Atem und murmelt etwas vor sich hin, zweifellos Verwünschungen gegen die Taliban. Sie ist eine Rebellin und viel widerspenstiger als ich.

Saber, der uns folgt, hat begriffen, was passiert ist. Entsetzt klärt er seine Schwester auf.

»Sie haben die Frauen geschlagen, weil sie weiße Schuhe trugen ...«

»Wie denn das? Ist das ein neues Dekret?«

»Weiß ist die Farbe der Taliban-Fahne, und deswegen dürfen Frauen kein Weiß tragen. Das würde bedeuten, dass sie die Fahne mit Füßen treten!«

Die Dekrete, die zusammenhanglos aufeinander folgen, scheinen mir zumindest eine Logik zu besitzen: Sie laufen auf die Vernichtung der afghanischen Frau hinaus.

Eines Tages ging eine Frau nach draußen, nur mit einem Tschador bekleidet, und drückte sich den Koran an die Brust. Sofort haben die Taliban sie ausgepeitscht. Sie protestierte.

»Ihr habt kein Recht dazu, seht doch, was im Koran geschrieben steht!«

Leider war bei dem Kampf der Koran schon auf den Boden gefallen, und keiner der Angreifer machte Anstalten, ihn aufzuheben ... Dabei darf das heilige Buch niemals direkt auf der Erde liegen. Hätten die Taliban den Koran wirklich gelesen, dann hätten sie das gewusst. Aber sie kümmern sich nicht um die althergebrachten Prinzipien unserer Religion. Ihre Dekrete sind lauter Unsinnigkeiten, die im Widerspruch zu den heiligen Texten stehen. So legt der Koran ausdrücklich fest, dass eine Frau sich in zwei Fällen vor einem Mann ausziehen darf: vor ihrem Ehemann und ihrem Arzt. Den Frauen zu verbieten, sich von einem Mann behandeln zu lassen und ihnen zugleich die Ausübung eines Berufs, auch des ärztlichen, zu untersagen, bedeutet, dass man sie vernichten will. Die tiefe Depression, in der unsere Mutter langsam versinkt, ist ein Beispiel für dieses Leiden und diese Negierung der Frauen. Meine Mutter ist stets eigenwillig gewesen, sie hatte sich in ihrer Familie immer frei gefühlt, frei einen Beruf auszuüben, und sogar ihre Ehe war nicht von der Familie arrangiert worden.

Als sie ihre Ausbildung machte, trug sie Röcke oder Hosen. In den Sechzigerjahren ging sie ins Zainab-Kino und nahm auch ihre Schwestern dorthin mit. Zu dieser Zeit forderten die Frauen in Kabul ihre Rechte ein, und 1975, im Jahr der Frau, hatte die Regierung des Präsidenten Daud folgendes Gesetz erlassen, das von ihrem demokratischen Bewusstsein zeugte: »Die afghanische Frau hat wie der Mann das Recht, über ihre eigene Person zu bestimmen, ihren Beruf und ihren Ehegatten selbst zu wählen.«

Eine Frauenvereinigung bemühte sich unter enormen Schwierigkeiten, dieses Gesetz auch in den entlegensten Provinzen des Landes durchzusetzen. Die engagierten Frauen stießen mit den traditionellen Vorstellungen der verschiedenen Stämme zusammen. Mama hat mir erzählt, dass man in manchen ländlichen Gebieten ungehorsamen Kindern Furcht einjagte, indem man ihnen mit der »Frau ohne Schleier« drohte, einem richtigen Ungeheuer! »Wenn du nicht hörst, dann wird sie dich fressen!«

Mama hat ihre Ausbildung zur Krankenschwester im Masturat-Krankenhaus in Kabul absolviert, einer Einrichtung, die ausschließlich Frauen behandelte. Sie hat mit bedeutenden Professoren zusammengearbeitet, mit Dr. Fatahe Najim, Dr. Nour Ahmed Balaiz und Dr. Kerra-muddinm, und gehörte zu dem medizinischen Team, das die Mutter von König Zahir betreute. Unter der sowjetischen Besatzung arbeitete sie in der Kinderkrippe unseres Viertels, weil sie mich während ihrer Arbeitszeit dort unterbringen konnte. Eines Tages, ich war vier, stürzte sie eilig herein, zerrte mich wütend aus dem Zimmer, fuhr mich im Taxi nach Hause und verschwand sofort wieder. Jahre später hat sie mir den Grund für ihre Hast

offenbart. Sie hatte der Krankenschwester, die die Kinder impfen sollte, bittere Vorwürfe gemacht, weil sie dieselbe Spritze für alle benutzte und damit riskierte, die ganze Einrichtung zu infizieren. Das war 1984, und meine Mutter war sich der Gefahren einer solchen Vorgehensweise vollständig bewusst. Noch am selben Tag wurde sie in die Verwaltung gerufen und über die Folgen informiert.

»Sie haben nicht das Recht, mit einer sowjetischen Krankenschwester zu streiten.«

»Nicht einmal, wenn sie einen medizinischen Fehler begeht? Wissen Sie überhaupt, worum es ging?«

»Die Sowjets tun, was sie wollen, und Sie haben sich da nicht einzumischen. Sie werden sich bei dieser Krankenschwester entschuldigen, andernfalls muss ich Sie als Konterrevolutionärin betrachten.«

»Diese Frau hat ein schweres Vergehen begangen! Sie gefährdet das Leben afghanischer Kinder, und als afghanische Frau verbietet mir mein Stolz, mich bei ihr zu entschuldigen. Ich weigere mich.«

»Dann sind Sie entlassen!«

Mama versuchte noch, ihre Personalakte bei der Gesundheitsbehörde zu holen, aber eigenartigerweise waren die Papiere verschwunden. In dem Bemühen, die Affäre zu regeln, bot der Minister Nabi Kaymar ihr die Möglichkeit an, eine Prüfung in einer Fachrichtung ihrer Wahl abzulegen. Sie bestand und wurde im folgenden Jahr zu einer sechsmonatigen Weiterbildung im Fach Gynäkologie nach Prag geschickt. Sie schloss mit der besten Note ihres Kurses ab. Zurück in Kabul, ging sie zum Minister.

»Ich danke Ihnen, aber jetzt reiche ich meinen Rücktritt ein. Ich will nicht mehr unter dem Befehl der Sowjets arbeiten!«

Er überredete sie dennoch, zu bleiben und im Gesundheitsministerium für ihn tätig zu sein, bis sie drei Jahre später endgültig kündigte. Sie führte jedoch ihre Arbeit zu Hause weiter und übernahm Vertretungen im Krankenhaus. Das tat sie, bis die Taliban kamen.

Für sie war das keine Flucht ins Privatleben, um zu kochen und ihre jüngste Tochter großzuziehen. Mama war nie eine fanatische Hausfrau. Und mein Vater unterstützte sie sehr; eine Zeit lang hatte er sogar eine Köchin eingestellt, damit sie in Ruhe ihren Beruf ausüben konnte. Nicht zu arbeiten, das erträgt Mama sogar noch schlechter als ihre Töchter. Soraya und ich sind jung, und wie Papa sagt, besteht für uns noch Hoffnung. Aber für seine Frau, die vor seinen Augen täglich tiefer in ihrer erzwungenen Untätigkeit versinkt, fürchtet er das Schlimmste.

Wenn Papa ausgeht, wenn Freunde ihn besuchen, haben sie nur abscheuliche, himmelschreiende Geschichten wie aus einem Albtraum zu erzählen. Wie ist es nur möglich, dass die Religionspolizei einer Frau auf offener Straße die Finger abhackt, weil sie Nagellack trägt? Papa bemüht sich, Mama so gut wie möglich vor diesen allzu gewalttätigen Geschichten abzuschirmen.

Aber man braucht nicht einmal nach draußen zu gehen, um dem Entsetzen zu begegnen.

Eines Tages hören wir eine Frau auf der Straße schreien.

»Mein Sohn ist unschuldig, mein Sohn ist unschuldig!«

Ich sehe aus dem Fenster und erkenne die Mutter von Aimal, eines Jungen aus dem Nebenhaus. Drei Taliban-Männer prügeln mit den Kolben ihrer Kalaschnikows auf ihn ein. Sie schlagen mit Methode, besonders in die Seiten. Soraya und ich treten schnell vom Fenster zurück, damit man uns nicht bemerkt, aber die Schreie des Jungen zerreißen uns das Herz.

Dann wird es sehr still. Die Taliban sind fort, und unten ist nur noch Aimals Mutter, die sich schluchzend über den reglosen Körper ihres Sohnes beugt. Als die Ärzte kommen, um ihn ins Krankenhaus zu bringen, ist es zu spät. Aimal ist seit fast einer Stunde tot.

Daud hat erfahren, was passiert ist. Aimal hatte trotz des bestehenden Verbots Freunde eingeladen, einen Videofilm zu sehen. Die Taliban stürmten die Wohnung und ertappten die sechs Jugendlichen im Alter zwischen fünfzehn und siebzehn auf frischer Tat. Sie zerschlugen den Fernseher und den Videorekorder, rissen das Band aus der Kassette und trieben alle nach draußen. Dort wollten sie wissen, wem das Material gehörte, und Aimal gestand, der Besitzer zu sein. Zur Strafe verlangten sie, dass die jungen Leute sich gegenseitig ohrfeigten, was für einen Afghanen äußerst demütigend ist, sogar für einen Jugendlichen. Da Aimal für ihren Geschmack nicht fest genug zuschlug, kam einer der Taliban auf ihn zu.

»Ich werde dir zeigen, wie man das macht.« Er ging zuerst mit den Fäusten und dann mit der Waffe auf ihn los. Aimals Mutter wollte sich dazwischenwerfen, aber ein Talib versetzte ihr eine Ohrfeige und schleuderte sie gegen eine Stacheldrahtabsperrung. Und dann fuhren sie fort, den Jungen mit Kolbenschlägen umzubringen.

Als die Taliban in Kabul einmarschierten, gehörte Aimals Familie zu denjenigen, die Blumen aus den Fenstern

warf en, um ihren Sieg zu feiern. Aber seit dieser Tragödie entschuldigt seine Mutter sich unentwegt bei allen Menschen dafür, ihnen zugejubelt zu haben. Sie hat durch ihr Erlebnis den Verstand verloren. Nie hätte sie sich vorstellen können, dass die Taliban ihren Sohn vor ihren Augen kaltblütig ermorden ... Jetzt hebt sie Steine vom Boden auf und bewirft ihre Autos damit, wenn sie vorbeifahren. Mehr als einmal haben die Taliban sie schon erwischt und ausgepeitscht, aber sie beginnt unermüdlich von vorn. Sollen sie sie doch schlagen. Was hat sie noch zu verlieren?

Im Februar 1997 gehe ich zum zweiten Mal aus, jetzt mit Soraya. Die Taliban haben den Frauen zwar verboten zu arbeiten, jedoch versprochen, ihnen noch ihr Gehalt für mehrere Monate auszuzahlen. Daud begleitet uns zum Gebäude der Fluggesellschaft Ariana, das mehrere Kilometer von unserer Wohnung entfernt liegt. Es ist sehr kalt. Wir haben uns lange schwarze Kleider über Jogginghosen und dunkle Pullis gezogen. Unsere Turnschuhe sind schwarz, die Strümpfe ebenfalls, und unsere dunkelbraune Burka sitzt fest auf dem Kopf. Eigentlich dürften wir so kein Misstrauen bei den Taliban erwecken. Die Straße hat sich sehr verändert, seit ich sie zum letzten Mal gesehen habe. Die Gebäude der Fernsehanstalt und der Fluggesellschaft sind immer noch geschlossen und wirken trostlos. Einige Meter vor den Eingängen hat man Blechbaracken aufgestellt, einfache Container, in die man einen Frauen vorbehaltenen Eingang geschnitten hat. Dort empfängt man sie einzeln, um ihre Papiere zu überprüfen und ihnen ihren Lohn auszuzahlen. Mir fällt eine kleine Öffnung an der Seite auf, eine Art Guckloch. Während wir in der Schlange warten, erkenne ich, wozu es dient. Durch die große Öffnung treten die Frauen in

den Container und bleiben vor dem Guckloch stehen. Die Frau steckt den Arm durch das Fensterchen und reicht ihre Papiere einem Talib, der dahinter steht. Dieser überprüft sie und gibt sie ihr auf demselben Weg zurück, zusammen mit dem Bündel Afghani-Scheine, das ihr als Abfindung zusteht.

Die Burka ist ihnen nicht genug, sie müssen sich noch zusätzlich durch eine Blechwand vor den Frauen schützen. Wovor fürchten sie sich nur? Ihrer Meinung nach sind wir unrein, aber das hält sie nicht davon ab, eine Frau mit der nackten Hand zu ohrfeigen und in einen Stacheldrahtzaun zu stoßen!

Die Frauen, die an diesem Tag gekommen sind, um ihr Geld abzuholen, protestieren. Warum demütigt man sie, indem man ihnen den Zugang zum Firmengebäude verweigert? Warum werden sie in einer Blechbaracke abgefertigt?

Einer der Taliban, der vor dem Eingang zum Container auf dem Boden sitzt, steht auf und gibt ein paar Schüsse in die Luft ab, um uns Angst einzujagen. Was mich angeht, gelingt ihm das. Aber Narges, eine Kollegin von Soraya, ist außer sich. Plötzlich reißt sie ihre Burka herunter und kreischt los.

»Eine Schande ist das, uns so zu behandeln!«

Allgemeine Bestürzung ... Diese arbeitslose Stewardess probt den Aufstand und wagt es, in aller Öffentlichkeit ihr hübsches Gesicht zu zeigen!

Mitgerissen von ihrem Ungestüm, wenden sich jetzt die anderen Frauen gegen den Talib, rücken auf ihn zu und schreien ihren Zorn heraus. Sehr schnell kommen weitere Männer dazu, die uns brutal in die Baracke drängen. Narges, die wie eine Teufelin um sich schlägt, wird abgeführt.

Als sie uns einsperren, ziehen wir unsere Burka aus.

»Wir gehen hier erst weg, wenn sie zurückkommt«, schreien wir die Männer an.

Wir sind kaum mehr als zwanzig. Ich weiß nicht, ob Daud die Szene mitbekommen hat, aber ich glaube nicht. Er war sicher überzeugt, dass die Formalitäten länger dauern würden, und ist ein Stück weit die Straße hinunterspaziert. Die Diskussion in der Baracke ist heftig. Wir fürchten um Narges. Jede von uns fragt sich, welcher Strafe sie gerade unterzogen wird. Uns bleibt nur übrig, hier zu bleiben, mit unbedecktem Gesicht, damit die Männer zögern, uns hinauszuwerfen. Ein schwaches Druckmittel.

Endlich erscheint Narges wieder. Sie hat ihre Burka von neuem angelegt, sagt aber nichts. Schreiend befehlen die Taliban uns zu verschwinden.

Acht von uns gehen in Richtung Makroyan zurück. Unterwegs berichtet Narges uns, was geschehen ist.

Die Taliban haben sie in das alte Personalbüro im Erdgeschoss des Gebäudes gebracht.

»Warum hast du deine Burka abgelegt? Warum versuchst du, dich uns zu widersetzen und uns zu beleidigen?«

»Weil ihr nicht das Recht habt, die Frauen vom Arbeiten abzuhalten. Kein Recht, uns hier wie Hunde in einer Blechhütte zu empfangen. Wir Frauen haben dazu beigebracht, dieses Unternehmen aufzubauen. Und wir haben weder im Flugzeug noch in den Büros die Burka getragen!«

»Du bist nur eine Frau! Du hast kein Recht zu sprechen, du hast kein Recht, die Stimme zu erheben! Du hast kein Recht, deine Verschleierung abzulegen! Die

Zeiten sind vorbei, als du ohne Burka gereist und herumspaziert bist!«

Narges sagt, zwei Mal habe sie getan, als wolle sie ihren Schleier herunterreißen, und zwei Mal hätten die Männer sie daran gehindert.

»Wenn du wieder anfängst, töten wir dich.«

Zum Glück für unsere Freundin kam in diesem Moment einer der Taliban, die die Baracke bewachten, zu seinem Vorgesetzten und erklärte, wir weigerten uns zu gehen, solange sie nicht zurück sei. Die Männer zögerten einen Moment und stießen sie dann nach draußen.

»Verschwinde! Und halt den Mund!«

Sie ist einer strengen Strafe für ihre Revolte entgangen, vielleicht dem Tod. Warum haben die Taliban sie freigelassen? Hatten sie Angst, mit einer Hand voll Frauen nicht fertig zu werden? Es stimmt, dass sie nicht viele waren. Vielleicht haben sie auch Anweisungen erhalten, aber welche?

Narges kann sich gar nicht beruhigen. Vor Wut und Zorn ist sie rot angelaufen. Sie ist eine gute Kollegin von Soraya und schon immer unabhängig und willensstark gewesen.

»Wir müssen gegen sie aufstehen. Heute konnten wir nicht viel ausrichten, weil wir zu wenige waren. Aber morgen werden wir Tausende sein, und dann stürzen wir sie, diese Taliban!«

Wir alle sind ihrer Meinung, aber wie soll man eine Rebellion zu Stande bringen? Wo sollten wir zusammenkommen? Damit würden wir riskieren, unsere Familien in Gefahr zu bringen. Wir haben weder Waffen noch Redefreiheit, keine Presse, kein Fernsehen. An wen könnten

wir uns wenden? Wie soll man Hilfe von außen finden, wenn man ein Gespenst ohne Gesicht und Stimme ist?

Dies war unsere erste Demonstration in den fünf Monaten, die die Taliban jetzt über uns herrschen. Ich hatte Angst, und ich war immer noch sehr aufgereggt, als Daud unsere kleine Gruppe auf dem Heimweg nach Makroyan einholte.

An diesem Abend, in der Wohnung mit den zugemalten Fenstern, hatten Soraya und ich im Licht der Petroleumlampe unserer Mutter endlich etwas zu erzählen. Aber Mama, die früher so kämpferisch war, legt ihren Töchtern nur traurig und matt die Hände auf den Kopf.

»Ihr seid bestimmt sehr tapfer gewesen.«

Und ich spüre die schreckliche Gewissheit, dass sie nichts mehr von Krieg oder Aufstand hören will. Sie schluckt ihre Medikamente und flüchtet sich in einen bleiernen Schlaf, in dem die Taliban ihr nichts anhaben können.

3

Drei Mädchen

Fast ein Jahr ist seit dem Einmarsch der Taliban vergangen. Das Küchenfenster und die Wohnungstür sind mittlerweile mein einziger Kontakt zur Außenwelt. Morgens schaue ich hinüber zur Moschee und zu meiner Schule dort in der Ferne. Tagsüber öffne ich manchmal die Tür, um Mamas heimliche Patientinnen hereinzulassen, die sich immer noch in ihre Burka gehüllt hier einfinden, um Hilfe von ihr zu erbitten. Ich schließe die Tür

wieder hinter ihnen, wenn die Untersuchung vorbei ist, und lege mich in meinem Zimmer aufs Bett, um leise Musik zu hören oder mir einen Videofilm anzuschauen, den ich schon zehn Mal gesehen habe.

Ich fühle mich nicht gut, eine seltsame, nicht genau zu bestimmende Müdigkeit zwingt mich neben Soraya aufs Bett, unablässig rufen wir uns all die Dinge in Erinnerung, die wir nicht mehr tun können. Sogar Dauds Geburtstag im vergangenen Oktober ist einfach vorbeigezogen. Das Kleid für die Hochzeit, die wir nicht besucht haben, liegt versteckt in einem Karton zusammengefaltet; unter den Taliban wird es niemals jemand tragen.

Und dabei liebten wir Feste so sehr, Hochzeiten, Familienfeiern, da durften wir lachen und tanzen! Wir zogen durch die Straßen, um Schminke zu kaufen, Musikkassetten, Bücher ... Die Gespräche mit meinen Freundinnen, wenn wir von unseren Einkäufen zurückkehrten ... Einige, weniger prüde als ich, lachten laut auf, wenn sie an jungen Männern vorbeigingen, flüsterten anerkennende Bemerkungen über ihr Aussehen, ihre Kleidung. Die Eltern derjenigen, die fünfzehn oder sechzehn geworden waren, begannen, zumindest für einige von ihnen, eine Verlobung zu planen. Ich bin in dieser Hinsicht viel zurückhaltender. Ich wollte nie heiraten, ohne mir über den Charakter, die Vergangenheit und die Familie meines zukünftigen Ehemanns im Klaren zu sein. Und ich wollte sicher sein, ihn auch lieben zu können. Ich bin gläubig, ich bete regelmäßig, und ich respektiere die Traditionen unserer Gesellschaft. Wenn mein Mann mich bitten würde, außer Haus einen Schleier zu tragen, würde ich das ohne Widerrede akzeptieren, doch weiter würde ich in meiner Unterwerfung nicht gehen, und meine Eltern stimmen darin mit mir überein.

Ich weiß ganz genau, dass eine Frau in unserer Kultur ohne den Schutz eines Mannes, etwa ihres Vaters, Bruders oder Ehemanns, nicht existieren kann. Allein hätte sie keine gesellschaftliche Überlebensmöglichkeit. Ich wehre mich nicht gegen jenen Schutz, im Gegenteil, aber ich will meine Unabhängigkeit und meine Gedankenfreiheit. Soraya ist ledig, weil sie sonst ihren Beruf als Stewardess nicht ausüben könnte. Sie sagt, sie sei wie ich, sie werde nur den Mann heiraten, den sie gewählt hat. Weder mein Vater noch meine Mutter wollen uns in dieser Beziehung etwas vorschreiben. Jedenfalls haben wir keine Lust aufs Heiraten. Und außerdem sind die schrecklichen Zeiten, in denen wir leben, nicht gerade günstig, um jemanden kennen zu lernen.

Wir sehen keine Verwandten mehr, niemanden, ab und zu vielleicht einmal die Nachbarn, und seit dem Vorfall auf dem Ariana-Platz gehen meine Schwester und ich nicht mehr aus dem Haus.

Ohnmächtig vor Wut auf die Taliban, die uns wie im Gefängnis einsperren, habe ich immer wieder einen schrecklichen Gedanken: wenn sie lange genug an der Macht sind, ist mein Leben dahin. Es sei denn, wir fliehen wie so viele andere und lassen die Masse der Flüchtlinge noch weiter anschwellen, doch davon wollen meine Eltern nichts wissen, und ich auch nicht.

Unser einziger Trost ist, dass es unseren Eltern relativ gut geht. Darum würden uns etliche Frauen auf der Straße beneiden, und sei es nur um das Privileg, dass wir nicht zu hungern brauchen. Doch im Lauf der Jahre werden wir ohne Arbeit alt, bleiben ohne Liebe und ohne Kinder. Meine Schwester ist traurig, sie hat resigniert, ist pessimistisch, während das innerliche Aufbegehren, das

mich verzehrt, sich in Form rastlosen Unwohlseins Bahn
bricht.

Es klopft an der Wohnungstür. Ich weiß, was diese dringende, gehetzte Art zu klopfen bedeutet: »Macht schnell auf! Bringt mich in Sicherheit, ich darf nicht gesehen werden!«

Gesehen werden? Wer würde eine Frau unter einer Burka erkennen? Doch die Frauen haben mittlerweile unablässig Angst, sie ist ihnen gleichsam zur zweiten Natur geworden. Angst, einem Nachbarn zu begegnen, auf eine Frage zu antworten. Wir misstrauen allem. Ich öffne die Tür und sehe eine braune Burka vor mir, die die Frau ablegt, sobald sich die Tür hinter ihr geschlossen hat.

Ihr Gesicht ist geschwollen, ihre Lippen bluten. Sie braucht nichts zu sagen, ich führe sie auf der Stelle ins Wohnzimmer, wo meine Mutter sie untersuchen wird, dann ziehe ich mich respektvoll zurück. Aber ich höre sie hinter der Trennwand weinen, und kurz darauf ruft Mama mich zu sich:

»Bring mir kochendes Wasser und Verbandszeug, schnell!«

Ich fülle eine Kasserolle, lege die Bandagen zurecht, überwache ungeduldig das allmählich sprudelnde Wasser. Noch eine ... Noch eine Frau, die erniedrigt und geschlagen wurde, Gott allein weiß, weshalb ...

Ich sehe Mama zu, wie sie die Wunden säubert und dann mit Hilfe einer chirurgischen Nadel an Brust und Brustkorb zunäht. Eine Krankenschwester, die heimlich Frauen behandelt, muss so gut wie alles können in dieser verrückten Welt. Die Frau erzählt uns von einer neuen Ungeheuerlichkeit: sie wurde ausgepeitscht, weil sie es

gewagt hatte, allein auf die Straße zu gehen. Mama fragt sie:

»Warum sind Sie allein aus dem Haus gegangen?«

»Mein Vater wurde während der Kämpfe im Winter 1994 umgebracht. Ich habe keinen Ehemann, keinen Bruder, keine Söhne. Da musste ich doch allein aus dem Haus gehen!«

»Und heute?«

»Ein Cousin hat mich freundlicherweise hergebracht.«

Um etwas zu essen zu kaufen, blieb ihr keine andere Wahl, als allein auf die Straße zu gehen. Doch die Taliban versuchten nie, etwas zu verstehen, sie schlagen gleich zu. Und sie begnügen sich nicht mit Schlägen: schon bald gehen sie zu anderen Methoden über.

Wir erfahren, dank der BBC, dass die Mudschahidin von Ahmed Schah Massud, die sich mit denen des usbekischen Anführers Abdul Raschid Dostam, seinem einstigen Feind, verbündet haben, eine Gegenoffensive im Norden Kabuls gestartet haben. Radio Scharia erwähnt dies natürlich mit keinem Wort, denn Radio Scharia begnügt sich damit, die Erfolge der Taliban-Helden zu feiern und die Verluste, die sie erleiden, stillschweigend zu übergehen. Wollte man dem Mullah Glauben schenken, der die Bevölkerung Kabuls »informieren« sollte, so hätten die Taliban ganz Afghanistan bereits zwanzigmal eingenommen! Nun aber dauern die Kämpfe an. Die von Kommandant Massud angeführte Nordallianz hält noch ein Viertel des Landes unter Kontrolle, welches die Taliban nur zu gern ihr Eigen nennen würden.

Ende Oktober öffne ich die Tür, um erneut etwas Schreckliches zu sehen, ein neues Verbrechen gegen uns Frauen. Gegen neun Uhr abends klingeln vier in die Bur-

ka gehüllte Gestalten an unserer Tür. Eine der Frauen gibt sich zu erkennen: es ist Nafissa, eine ehemalige Klassenkameradin von Soraya. Die drei anderen, ganz junge Mädchen, sind ihre Cousinen vom Land, doch sie weigern sich, ihr Gesicht zu zeigen. Nafissa erklärt uns rasch, dass sie aus der Region Kohestan stammen, genauer gesagt von der Schomali-Ebene.

Da sie allein sind, fragt mein Vater beunruhigt:

»Ist niemand bei euch?«

»Ein Taxifahrer, der eingewilligt hat, uns hierher zu bringen.«

Mama bittet die drei Frauen ins Wohnzimmer und schließt sich mit ihnen ein, während mein Vater sich leise nach unten schleicht, um sich bei dem Taxifahrer erkennlich zu zeigen.

Ich höre, wie die drei jungen Frauen hinter der Tür weinen, und wie Mama sie beschwört, sich doch zu beruhigen, damit die Nachbarn nichts merken. Dann kommt sie heraus, schreibt rasch etwas auf und ruft Daud.

»Bring diesen Zettel zu meiner Freundin Dr. Sima, und beeil dich, Daud, bis zur Ausgangssperre dauert es nur noch eine Stunde!«

Nach zehn Uhr abends ist es verboten, sich auf der Straße zu zeigen, und alle Lichter in den Wohnungen müssen gelöscht sein. Obwohl unsere Fenster angestrichen sind, hängen Soraya und ich dunkle Tücher vor die Fenster, so dass Mama die drei Frauen in aller Ruhe untersuchen kann.

Dann bittet sie uns, eine große Plastikplane auf dem Boden auszubreiten, damit sie operieren kann. Da keine frischen chirurgischen Nadeln mehr im Haus sind – Mama kann sie nicht wie früher im Krankenhaus besorgen –,

kochen wir Wasser auf, um darin die alten Nadeln zu sterilisieren. Danach taucht Mama sie in ein kleines Becken mit Alkohol. Ich weiß noch nicht, was den drei Frauen zugestoßen ist, die am Boden kauern und stumm unter ihren Schleiern bluten. Die eine von ihnen wiegt sich langsam hin und her, hält sich den Bauch vor Schmerzen. Ich werde diese drei jungen Frauen nie vergessen, die Verzweiflung und das Leid vor meinen Augen, und während sie auf Dauds Rückkehr wartet, erzählt Mama uns in der Küche Folgendes:

»Sie sind ungefähr in deinem Alter, Latifa, fünfzehn oder sechzehn ... Einige Taliban haben sie während der Offensive auf der Schomali-Ebene gefangen genommen, eine Bande von ungefähr fünfzehn Männern. Sie haben sie vergewaltigt ... alle fünfzehn. Es ist entsetzlich, doch ... da ist noch mehr ... Sie haben sie ...«

Mama zögert, wir begreifen, dass es ihr schwer fällt, ihren eigenen Töchtern zu erklären, daß ... Soraya hat Tränen in den Augen, ich starre meine Mutter an, so schockiert, dass ich hastig hervorpresse:

»Was? Was?«

»Sie haben ihnen die Geschlechtsteile verstümmelt, haben sie ihnen herausgerissen ...«

Mehr sagt sie nicht, sie wendet sich wieder den drei jugendlichen Opfern zu. Sie müssen jetzt desinfiziert werden, dann betäubt und mit dem wenigen Material, das sie noch hat, genäht werden. Ich wage nicht zu fragen, ob der Schmerz erträglich sein wird. Ich wage es mir nicht einmal vorzustellen ... Ich weigere mich, mir eine Horde von fünfzehn Untieren vorzustellen, die sich auf drei Mädchen meines Alters stürzen, drei Jungfrauen ... meine Schwestern.

Daud kommt ganz knapp vor der Ausgangssperre wieder, in Begleitung von Dr. Sima. Als sie die Frauen erblickt, reagiert sie so heftig, dass Mama sie ermahnen muss, sich zusammenzureißen und einen kühlen Kopf zu bewahren.

»Du musst mir helfen, das hier zu Ende zu bringen, beruhige dich doch. Hast du mitgebracht, worum ich dich gebeten habe?«

»Ja. Ich habe alles dabei, was ich noch hatte.«

Von zehn Uhr abends bis vier Uhr morgens operieren sie, nähen. In unserem Zimmer hören wir das schwache Wimmern der Patientinnen und das hastige Flüstern von Mama und Dr. Sima. Wir können an nichts anderes denken, können unmöglich schlafen.

Auf dem Land führen junge Frauen ein anderes Leben als wir, unsere Mutter hat es während der sowjetischen Besatzung erfahren. Die Verwaltung schickte sie sechs Monate zum Arbeiten nach Kandahar, im Süden des Landes. Dort war sie für die Gesundheitsfürsorge zuständig. Sie erzählte mir, wie schwer es war, über Geburtenregelung, gynäkologische Probleme oder einfach nur über die weibliche Anatomie zu sprechen. Eines Tages kam eine fünfzigjährige Frau zu ihr, die Hitzewallungen und allgemeines Unwohlsein verspürte und davon überzeugt war, schwanger zu sein – dabei hatten lediglich die Wechseljahre eingesetzt.

Die Zukunft von Nafissas Cousinen auf dem Land wäre die die von der Familie arrangierte Heirat gewesen. Die Vergewaltigung hatte ihre Zukunft zerstört. Welcher Nachbar oder welcher Cousin ihres Stammes würde jetzt noch um ihre Hand anhalten? Keiner. Und selbst wenn die Sache geheim bliebe, würden sie stets an der inneren Schande leiden ...

Der noch immer praktizierten grausamen Tradition zu folge muss eine afghanische Frau ihren Vergewaltiger heiraten, wenn sie nicht verbannt oder zum Tode verurteilt werden will. Ich habe keinen gewalttätigen Charakter, aber in jener Nacht wusste ich, dass ich, sollte mir dies jemals widerfahren, im Stande wäre, meinen Vergewaltiger zu töten – und dann mich selbst.

Nachdem sie ihre schreckliche Arbeit vollendet haben, unterhalten sich Mama und Dr. Sima bei einem Glas heißen Tees in der Küche, während die Mädchen endlich im Wohnzimmer eingeschlafen sind. Mama überzeugt Dr. Sima davon, eine illegale Praxis zu eröffnen:

»Es gibt zu viele kranke Frauen hier in der Gegend. Sie kommen sogar von weit her, wie du siehst, und allein schaffe ich es nicht mehr. Ich habe fast kein Material mehr, und keine Medikamente. Du hingegen hast erwachsene Kinder, die im Ausland leben und die du um all die Medikamente bitten kannst, die uns hier fehlen. Du kannst das besser regeln als ich. Außerdem bin ich müde, ich habe keine Kraft mehr.«

In Kabul ist die Post auf ein absolutes Minimum reduziert, schon das kleinste Paket droht beschlagnahmt zu werden. Die ganze Post nimmt den Weg über Peschawar in Pakistan. Dort sammeln sich das Geld und alle Waren, welche die Afghanen aus dem Ausland ihren im Land gebliebenen Familien und Freunden schicken. Sogar Nachrichten und Briefe kommen zuerst dort an. Außerdem muss man den Überbringern vertrauen können, über ein solides Netzwerk verfügen – was in Dr. Simas Fall zutrifft. Jedes Mal, wenn Mama seit Beginn der Taliban-Herrschaft ganz dringend ein Medikament brauchte, hat sie es durch ihre Hilfe bekommen.

Dr. Sima willigt ohne zu zögern ein, eine illegale Praxis zu eröffnen. Nach dem Schrecken, den sie in jener Nacht erlebt hat, ist die Notwendigkeit offensichtlich. Und dann sind da ja noch all die übrigen kranken Frauen, die sich an niemanden mehr wenden können, weil lediglich Männer Ärzte sein und wiederum nur Männer behandeln dürfen! Und so entsteht die wichtigste illegale Arztpraxis von ganz Kabul.

Zusammen mit Nafissa und dem Taxifahrer sind die drei Mädchen am Morgen wieder gefahren, einer ungewissen Zukunft entgegen. Wir haben sie nie mehr gesehen.

Die Gesellschaft verkommt mit jedem Tag, sie verfault um uns herum, ohne dass wir dagegen ankämpfen können. Papa erzählt uns, dass es immer mehr Bettler in der Stadt gibt, hauptsächlich allein stehende Frauen, die kein Recht zu arbeiten haben, oder Witwen. Die Mutter meiner Freundin Anahita, eine Schulkameradin, verdient ihren Lebensunterhalt, indem sie sich bei Privatleuten um die Wäsche kümmert. Sie war Lehrerin an meiner Schule. Andere Frauen stellen Brot oder traditionelle Backwaren her, die ihre Söhne auf der Straße verkaufen. Wieder andere sticken, fertigen Halsketten an.

Daud hat vor kurzem ein paar Jungen gesehen, die lose Zigaretten und Aspirin verkauften. Er sagt, die jungen Leute würden Drogen verkaufen, um etwas zum Lebensunterhalt ihrer Familie beizutragen. An der Grenze zu Pakistan ist der Handel mit Opium das lukrativste Geschäft, und die Taliban lassen sie gewähren. Was sie nicht daran hindert, uns ein neues Dekret aufzuzwingen. Mullah Omar, ihr Chef und Vordenker, bestimmt, dass die gestickten Stoffgitter unserer Burka, durch die wir Frauen hindurchschauen, zu weite Maschen haben! Nun

muss das Maschenwerk feiner und enger sein. Die genauen Maße haben die Mullahs nicht angegeben. Vielleicht einen halben Millimeter?

Angesichts eines solchen Irrsinns verliere ich mein letztes Selbstvertrauen, und meine Schwester ebenfalls. Und so wiederholen wir nur noch unablässig: »Was sollen wir tun? Was sollen wir nur tun? Sterben?«

Ich bin wirklich krank seit geraumer Zeit. Heute Morgen hatte ich Fieber und mir war schwindelig. Wenn ich versuche aufzustehen, sinke ich sofort wieder auf mein Bett zurück. Mama meint, daran sei die nervliche Belastung schuld, aber ich verstehe nicht, weshalb. Und was noch schlimmer ist: ihr geht es noch viel schlechter als mir.

Allmählich ergreift die Depression immer mehr Besitz von ihr. Wir kümmern uns ständig um sie, können ihr ansonsten jedoch kaum helfen, da wir nur noch Schlafmittel haben. Mein Vater, der sich so sehr sorgt, bemüht sich, jede Minute, jeden Augenblick bei ihr zu sein. Unsere Mutter zu verlieren wäre entsetzlich. Sie hat stets alles im Haus organisiert und geregelt, sie war voller Tatkraft, eine starke Frau. Es ist ein zusätzlicher Kummer, sie so zu sehen, neben all dem, was in Kabul passiert, und diese ständige Unruhe lastet schwer auf uns allen.

Es geht Mama nur dann gut, wenn sie jemanden behandeln oder beraten kann. Obwohl sie manchmal die vor Schmerz klagenden Frauen lieber nicht empfangen würde. Sie hat nichts mehr, um ihnen zu helfen.

Neulich kam eine Frau mit einer Blutung zu ihr. Um sie zu heilen, hätte man ihr ein Mittel spritzen müssen, das 1200 000 Afghani kostet – die niemand aufbringen konnte. Vor der Taliban-Herrschaft besorgte Mama sich

dieses Medikament ohne Probleme im Krankenhaus. Jetzt darf sie sich dort nicht einmal mehr blicken lassen. Ohne Umstände würde man sie, die ihren Beruf nicht mehr ausüben kann, hinauswerfen und sie obendrein bestrafen. Dieses Berufsverbot quält sie ständig, bestimmt denkt sie Tag und Nacht daran, hat womöglich sogar Alpträume deswegen. Als sie diese Patientin wegschicken musste, ohne ihr geholfen zu haben, sagte sie zu uns:

»Es wird zu Komplikationen bei ihr kommen, kein Zweifel. Vielleicht stirbt sie an einer Infektion des Unterleibs, wo es doch so einfach wäre, ihr zu helfen! Eine Spritze, und sie wäre geheilt ...«

Medizinisches Verantwortungsbewusstsein lässt sich nicht so leicht unterdrücken. Und wir verstehen ihre Verzweiflung: dass im Grunde gutartige Beschwerden wegen eines leichtfertigen Beschlusses der Taliban zum Tod führen, ist mehr als entmutigend.

Zu Beginn des Sommers 1998 hat mein armer Vater zwei Kranke zu Hause: seine Frau, unfähig zu reagieren und so nicht in der Lage, ihrer erkrankten Tochter zu helfen. Zumindest ist sie für die mysteriöse Krankheit, an der ich leide, nicht zuständig.

Mein Vater wendet sich an einen Freund, der Arzt ist, und fleht ihn an, uns zu helfen. Doch es ist ein Mann, er hat nicht das Recht, Frauen zu behandeln, und deshalb hat er Angst. Er kommt trotzdem, unter einer Bedingung: Papa muss ihm versprechen, niemandem etwas davon zu erzählen. Das ist die einzige Gegenleistung, die er fordert.

Gegen Mamas Depressionen kann er nichts tun. Es bestehe Verdacht auf Diabetes, meint er außerdem. Er nimmt Mama und mir Blut ab. Meinem Vater erklärt er:

»Ich werde es unter dem Namen meiner Tochter im Labor untersuchen lassen. Aber ich kann dir schon jetzt sagen, dass sie beide so rasch wie möglich in ein Krankenhaus in Pakistan gebracht werden müssen. Latifa leidet auch an Depressionen, vor allem aber hat sie eine Rippenfellentzündung. Sie hat Wasser in der Lunge. Man darf nicht zu lange warten.«

Ich bin jetzt seit ungefähr drei Monaten krank, mit Zeiten der Beruhigung, der Besserung dazwischen; das Fieber habe ich erst seit kurzem. Wir werden also nach Peschawar reisen, doch die Organisation der Reise braucht Zeit. Ein Wagen und ein Fahrer müssen gefunden werden. Endlich ist es so weit.

Papa packt Mamas Koffer, Soraya die unseren. Daud hat den Auftrag, auf unsere Wohnung aufzupassen, denn man sagt, die Taliban nisten sich gerne in modernen Wohnungen wie der unseren ein. Wir werden während der Behandlungszeit bei den Schwiegereltern von Schakila wohnen.

Unter normalen Umständen gelangt man problemlos nach Peschawar, abgesehen von der außergewöhnlich gefährlichen Strecke und dem offiziellen Verbot für Afghanen, das Land zu verlassen. Dennoch fahren viele Afghanen regelmäßig dorthin, ein oder zwei Mal pro Monat, und die Grenzposten drücken stets ein Auge zu. Das System besteht darin, so zu tun, als würde man nach Jalalabad fahren, um die strengen Kontrollen bis zur Grenze zu überstehen, welche Pakistan auf einseitigen Beschluss zu seinen Gunsten verändert hat. Mein ältester Bruder Wahid sagte oft, Pakistan träume seit langem davon, unser Land zu annexieren.

Dies ist unsere erste Reise seit der Machtergreifung durch die Taliban vor fast zwei Jahren. Es ist Sommer

und sehr heiß; die schwere Burka dürfen wir drei selbstverständlich nicht ablegen.

Im Morgengrauen warten das Auto und sein Fahrer, die wir für die Gelegenheit gemietet haben, unten vor dem Gebäude. Wenn ich nicht krank wäre, würde mich diese Reise endlich ein wenig ablenken, doch sie erfüllt mich mit Sorge, vor allem wegen Mama, die immer schwächer ist. Und auch wegen der Gefahren unterwegs.

Der Fahrer schärft meinem Vater ein:

»Vor allem müsst ihr an den Kontrollpunkten sagen, dass wir nach Jalalabad wollen.«

Die Straße, die durch diesen Vorort führt, ist symbolisch für die Kriegsgeschichte unseres Landes seit meiner Geburt. Sowjetische Panzerwracks säumen sie, und noch immer sind überall auf den Wänden die Spuren der Kämpfe sichtbar, die 1992 zwischen den Mudschahidin während der Eroberung der Stadt durch Kommandant Massud und General Dostum stattgefunden haben. Minen und Granaten stecken noch darin.

Beim ersten Kontrollpunkt am Ende der Stadt müssen wir aussteigen, um eine Ausweiskontrolle und eine körperliche Durchsuchung über uns ergehen zu lassen. Bei den Männern wird Letztere streng nach Vorschrift durchgeführt, die Wachen nehmen die Sache sehr ernst. Bei Frauen setzen die Taliban kleine Jungen ein, die kaum älter als acht Jahre sind, dies sind die einzigen »Männer«, die sich uns nähern dürfen.

Der kleine Junge sagt nicht einmal etwas zu uns, er gibt uns nur ein Zeichen, die Schleier zu lüften, mustert rasch unsere Gesichter, um sich zu vergewissern, dass wir nicht etwa das Schminkverbot missachtet haben, sein Blick streift kurz über den langen Rock. Damit ist unsere körperliche Durchsuchung beendet. Er sieht düster drein,

leicht herablassend, vermutlich ist er jedoch stolz auf seine Aufgabe, wo er doch noch so klein ist. Die Waffe, die er über der Schulter trägt, ist beinahe größer als er.

Was wird wohl für ein Mensch aus ihm?

Dann folgt die Durchsuchung des Gepäcks im Koffer-
raum. Mein Vater deutet auf seinen Koffer, den die Wa-
chen öffnen und gründlich inspizieren.

»Wohin fahrt ihr?«

»Nach Jalalabad.«

Unsere Angst ist spürbar, lässt sich fast greifen. Die Reaktionen der Taliban sind dermaßen unvorhersehbar, dass eine Frau mit allem rechnen muss. Im Geiste gehe ich den Inhalt meines Koffers durch, ich habe nur schwarze und dunkle Sachen mitgenommen, nichts Farbiges ... Mama und Soraya ebenfalls nicht. Im Prinzip werden die Koffer der Frauen nicht durchsucht, die Talibans röhren weibliche Gewänder nicht an.

Und so genügt es, dass mein Vater sagt: »Das ist der Koffer meiner Frau, und diese hier gehören meinen Töchtern«, und schon weicht der Wachposten zurück.

Die Autoschlange vor und hinter uns ist lang, wir müssen gut zwanzig Minuten warten, bis wir endlich weiterfahren dürfen. Vom Rütteln des Wagens bekomme ich Rückenschmerzen, Mama bittet meinen Vater von Zeit zu Zeit, dem Fahrer zu sagen, er möge langsamer fahren. Die Sonne steigt höher, und es wird allmählich ziemlich heiß. Nach zwei Stunden anstrengender Fahrt gelangen wir in die Region Sarobi, um dort eine erneute Kontrolle über uns ergehen zu lassen. Dann fahren wir auf der holperigen Straße weiter in Richtung Jalalabad.

Bei der Einfahrt in die Stadt folgt die dritte Kontrolle. Jedes Mal sind wir vor Unruhe ganz still, achten auf die

geringste Bewegung der Wachen. Sie können uns am Weiterfahren hindern oder ins Gefängnis werfen, ohne dass wir erfahren, weshalb. Es genügt, dass einer dieser Männer wegen irgendeiner Gesetzesübertretung eines Reisenden in Zorn gerät, und alle anderen würden die Konsequenzen mitzutragen haben.

Ein wenig weiter weg sehen wir, wie ein Bus durchsucht wird. Die Taliban lassen die Frauen aussteigen, dann muss der Fahrer wenden.

Wenn ich den misstrauischen Blick der Wachen auf die Papiere sehe, die ihnen mein Vater hinhält, die Art, wie sie ihn mustern, bin ich fast froh um die Burka, die mich bei vierzig Grad in der prallen Sonne kaum atmen lässt.

Als wir die Kontrolle hinter uns haben, müssen wir nur noch die Bergstrecke überstehen, die sich in Serpentinen nach Samarkhil windet, wo eine vierte Kontrolle stattfindet, mit derselben Unruhe, derselben Angst, festgenommen zu werden ...

Als wir uns dem Pass von Torkham an der Grenze nähern, sehen wir kleine Jungen auf dem Rückweg von Pakistan, sie tragen einen Benzinkanister, Öl oder Säcke voll Zucker, mit denen sie handeln. Auf der Erde sitzende Männer bieten den pakistanschen Reisenden kleine Häufchen Afghani an, und den Afghanen pakistansche Rupien.

Wir haben zehn Stunden bis dorthin gebraucht, Mama ist völlig erschöpft.

Genau in dem Moment sagt der Fahrer:

»Sie werden gleich dichtmachen, beeilt euch. Ich kann jetzt nicht mehr weiterfahren.«

Wir müssen das Gepäck ausladen, einen Jungen mit einem Karren rufen, damit er es transportiert, und den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen, bis zu den großen, schwarzen und düsteren Metalltoren, die uns den Weg versperren.

Vater und Soraya stützen Mama beim Gehen. Sie kommt nur langsam voran, zu langsam, bleibt immer wieder stehen, um Atem zu schöpfen. Dabei wissen wir nicht genau, wann die Grenzposten den Durchgang dichtmachen. Unser Vater behält auch den kleinen Jungen und seinen Karren im Auge, der zu schnell dahinrollt.

Vor uns sind die schwarzen Tore, umgeben von Betonpfeilern und Stacheldraht. Unmöglich, einen anderen Weg zu wählen, es sei denn, man schlägt sich auf Pfaden über die Berge durch. Vor diesen Toren stehen bewaffnete Taliban, auf der anderen Seite bewaffnete Pakistan!. Die Reisenden werden in Gruppen hindurchgelassen. Wir hören, dass die Grenze mittags für einen Stunde geschlossen wird. Es bleibt uns gerade noch ausreichend Zeit, ungefähr ein paar Minuten ...

Ein Talib durchsucht unser Gepäck, studiert den Ausweis meines Vaters, das einzige Dokument, das die Existenz seiner Frau und seiner Töchter beweist. Egal, ob es verboten ist, das Land zu verlassen oder nicht, er schert sich im Grunde wenig darum. Hier kommen Tausende von Leuten vorbei. Hauptsache, er hat es mit einem Mann und Frauen zu tun, die sich angemessen verhalten, den Kopf unterwürfig gesenkt und stumm.

In dem Augenblick kommt ein pakistanischer Grenzwächter aus seinem Schilderhäuschen hervor und will den Durchgang schließen. Hinter uns ruft eine Frau:

»Lasst uns vorbei, mein Bruder, schließt die Tore noch nicht!«

Der Talib dreht sich um, tritt auf den Pakistani zu und weist ihn so heftig zurecht, dass der andere zurückweicht und sich ohne ein Wort hinter seinem hölzernen Schilderhäuschen verbirgt anstatt hineinzugehen, aus Furcht, der Talib könne auf ihn schießen. Sogar er hat Angst vor ihm.

Vor meinem Vater hat er jedoch keine Angst. Sobald wir auf der anderen Seite sind, kommt er wichtigtuerisch blickend in Begleitung eines Kollegen hervor, er hat sein Gewehr umgehängt und hält einen Stock herausfordernd vor sich, die Fäuste um beide Enden geballt.

»Habt ihr den Berechtigungsschein?«

Mein Vater hält ihm seinen Ausweis hin. Es gibt keinen Berechtigungsschein, und das weiß der Pakistani genau. Er will etwas anderes als ein Dokument: er will Geld.

»Wohin wollt ihr?«

»Nach Peschawar, ich will meine Frau und meine Tochter behandeln lassen.«

Mein Vater gibt nicht nach, weil er dieses System hasst, das darin besteht, einem Funktionär Geld zu geben, wo ihn doch nichts dazu berechtigt, es einzustecken. Dieses Gebiet gehört eigentlich uns, die Pakistani haben es gestohlen! Sie sind hier nicht zu Hause, und das wissen sie so gut, dass sie versucht haben, Nadschibullah ein Dokument unterzeichnen zu lassen, in dem die Grenze offiziell anerkannt wird – nur um ihn dann zu töten. Ich weiß, was mein Vater in diesem Augenblick denkt, als er vor dem pakistanischen Dieb steht: »Du bist bei mir, in meinem Land, und wagst es, Geld von mir zu verlangen,

von mir, einem Afghanen! Das ist schlimmer als ein normales Schutzgeld, das ist eine Beleidigung Afghanistans!«

Die Sache ist zulässig, die Grenze gibt es nun einmal, doch genau deshalb ist Papa erbost: dass es so einfach war und kein Land der Welt dagegen aufgelehrt hat. Endlich zieht er einen Fünfzig-Rupien-Schein hervor. Der andere schüttelt den Kopf:

»Das reicht nicht, es sind fünfzig Rupien pro Kopf!« Diesmal ist mein Vater außer sich und erhebt die Stimme:

»Was soll das heißen? Was wollt ihr? Soll ich hier einen Skandal machen?«

Verärgert lenkt der andere schließlich ein: »Gebt mir die fünfzig ... Ist gut ... Ihr könnt vorbei!« Fünfzig pakistanische Rupien, das ist nicht viel, ungefähr ein Dollar. Für meinen Vater geht es jedoch ums Prinzip. Im Kabul der Taliban gibt es nichts als Bargeld, die gesamte Wirtschaft basiert darauf. Und dieses Bargeld bekommt Papa nur durch die Hilfe seines Geschäftspartners in Peschawar, dem er ein wenig Kapital für das gemeinsame Gewerbe anvertraut hat.

Er ist zornig. Als er bezahlt hat, stößt er zwischen den Zähnen hervor: »Das ist das letzte Mal, dass ich nach Pakistan reise!«

Jetzt müssen wir ein Taxi nach Peschawar finden. Der Fahrer sieht freundlich aus, er beginnt gleich ein Gespräch. In Kabul spricht ein Taxifahrer nicht mit seinen Gästen. Überall herrscht Misstrauen.

»Kommen Sie aus Kabul?«

»Ja.«

»Ich bin auch Afghane. Seit achtzehn Jahren lebe ich nun schon in Pakistan ...«

Der Wagen rollt über eine freie Straße, in einem freien Land, und trotz der Hitze, der rauen Berge und der Haarnadelkurven ist sie in weitaus besserem Zustand als die auf der anderen Seite der Grenze. Gefährlich ist sie dennoch. Manchmal sieht man am Rande einer Schlucht das Wrack eines Lastwagens oder eines Busses.

Doch die Berghänge sind grün, es gibt Bäume und am Straßenrand wilde Blumen. Der Fahrer hält kurz bei einem kleinen Speicher an, in dem sich das Wasser sammelt, das glitzernd die Felsen herabrinnt. Dort können wir uns endlich ein wenig erfrischen. Ich ersticke, und meine Schwester auch. Von der Hitze und dem bewegungslosen Sitzen sind unsere Füße geschwollen. Ich hebe meinen Schleier an und besprenge mich mit dem klaren Wasser, das man besser nicht trinken sollte.

Dieser kurze Halt in den Bergen ist ein wahrer Genuss. Ich habe nichts gegessen und fast nichts getrunken während der langen Reise. Das Wasser auf meinen fiebrigen Wangen ist ein Geschenk Gottes. Unbeschwert herumzulaufen, ohne Taliban, ist unglaublich. Trotz dieses Gefühls der Freiheit behalten wir zur Sicherheit unsere Burka bis Peschawar an.

Der Fahrer debattiert mit meinem Vater:

»Also, ich versteh'e Sie; die Situation in Afghanistan ist dramatisch, die Taliban sind schlechte Menschen, sie machen Ihnen das Leben mit ihren Dekreten schwer.«

Papa bittet den Fahrer, Mama zuliebe langsam zu fahren, und dann geht es weiter. Soraya und ich bleiben still, blicken staunend auf die Landschaft. Der Fahrer hat Musik eingelegt, ungehindert strömt sie zu den offenen Au-

tofenstern hinaus. Gegen zwei Uhr nachmittags gelangen wir nach Peschawar.

Vor uns erstrecken sich, so weit das Auge reicht, Buden und Läden. Der Fahrer erzählt uns von diesem riesigen Basar, einem Umschlagplatz für alle möglichen Waren, aus aller Herren Länder. Dies ist ein Stammesgebiet ohne Gesetze, Steuer- und zollfrei.

»Das hier sind die Waffen- und Drogenhändler. In all den Baracken hier wird nichts anderes verkauft. Weiter hinten, beim Kontrollpunkt, findet man, was man nur will: Haushaltswaren, Fotoapparate, Fernseher, Radios, Videorekorder, Klimaanlagen ... Was das Herz begehr!«

Auf der anderen Seite der Grenze importiert die Stammesorganisation Waren nach Afghanistan, ohne Zollsteuer dafür zu bezahlen, da es sie bei uns nicht oder fast nicht gibt. Diese Waren werden dann wieder nach Pakistan zurückgeschickt, immer noch steuerfrei ... Die Waffen ebenfalls.

Es ist klar, dass unser verwüstetes, vom jahrelangen Bürgerkrieg ruiniertes Land Pakistan als komfortables Lager für seinen Schwarzhandel dient. Aus diesem Grunde hat dieser Staat ja auch sofort das Taliban-Regime anerkannt – jene Taliban, die es mit Kämpfern unterstützt, mit Zustimmung der USA.

Wir werden sterben, wenn die Widerstandsbewegung, die Nordallianz nicht die Kontrolle über die Hauptstadt übernimmt. Unser Land wird ausgelöscht, verschlungen werden, unter dem Deckmantel der von den Taliban ins Leben gerufenen Scharia.

Bei den Schwiegereltern Schakilas angekommen, werden wir von unserer Schwester unter Tränen umarmt. Sie hat uns so lange nicht gesehen, die Ankunft der Taliban hat sie nicht erlebt, und die ganze Zeit über hat sie sich

Sorgen um uns gemacht. Sie befürchtete schon, ihrem Mann in die USA zu folgen, ohne uns vorher noch einmal gesehen zu haben. In Peschawar sind die Menschen mehr oder weniger auf dem Laufenden, was in Kabul passiert, aber Schakila will wissen, wie unser Alltag aussieht.

»Wie haltet ihr das mit der Burka aus?«

»Wir gehen nicht aus dem Haus.«

»Und dabei bist du doch noch so jung! Aber was machst du denn zu Hause?«

»Ich lese, versuche mein Englisch mit den Büchern, die du mir geschickt hast, aufzubessern.«

»Machst du das allein oder zusammen mit Soraya?«

»Ganz allein, mit dem Wörterbuch.«

»Du bist dünn geworden. Mama auch, viel zu sehr, sie ist ja ganz schwach.«

Schakila will wissen, wie es Onkeln, Tanten und Cousins geht, und führt uns dabei zu den Badezimmern in ihrem Haus. Es gibt insgesamt drei; das Wasser läuft aus den Wasserhähnen, wir können sogar richtig duschen – ein Luxus, den wir in Kabul nicht mehr kennen. Schakila bringt uns Handtücher und Seife, ihre Schwägerin ebenfalls.

Dann legt Mama sich auf ein Sofa, und Schakila massiert ihr sanft die Füße, bis sie erschöpft einschläft.

Meine Schwester wird bald in die USA auswandern. Sie brennt vor Ungeduld, ihren Mann wieder zu sehen, doch abgesehen davon, dass ihr Mann ein Geschäft in Virginia aufgemacht hat, weiß sie nichts über das Land, in dem sie bald leben wird. Amerika ist ein unbekannter Planet für uns, die Art zu leben, die Menschen, die Namen der Städte – von all dem wissen wir nichts. Es bricht

Schakila das Herz, Afghanistan nicht wieder zu sehen, doch sie vertraut ihrem Mann. Sie liebt ihn.

Dort drüber wird sie im Geschäft ihres Mannes mithelfen. Sie werden unsere Tradition weiterleben lassen: sie wird unter einem anderen Himmel beten, das ist alles.

Inzwischen erzählt mir Schakila, wie es meinen ehemaligen Schulfreundinnen geht, die jetzt in Peschawar leben. Sie gehen auf die Universität, haben das Glück, weiterstudieren zu dürfen.

Wir können nicht für immer nach Pakistan kommen, Schakila wird das Land bald verlassen, und mein Vater kann sich nicht vorstellen, die Schwiegereltern seiner ältesten Tochter um Asyl zu bitten. Das könnte er nicht ertragen.

Am nächsten Tag kommen Mama und ich im Krankenhaus in zwei verschiedene Abteilungen. Ich werde geröntgt. Der Arzt untersucht mich und fragt:

»Warum hat man Sie nicht schon früher behandelt?«

Er muss doch wissen, dass eine Frau in Kabul nicht zum Arzt gehen kann. Doch so ist es eben. Er stellt die Frage trotzdem, so als wäre es unsere Schuld.

Ich muss eine Woche lang im Krankenhaus bleiben. Man schließt mich an zwei Behälter mit einer seltsamen Flüssigkeit an: meine Lunge wird punktiert, damit das Wasser ablaufen kann. Ich bekomme Vitamin B und andere Medikamente, deren Namen ich nicht kenne.

Papa besucht mich auf dem Zimmer, das ich mit einer weiteren Patientin teile, und sagt traurig:

»Sie ist tatsächlich schwer zuckerkrank. Gegen die Depressionen konnte der Arzt ihr nur Schlafmittel zur Beruhigung verschreiben. Er behält sie noch zwei Tage

hier, dann muss ich sie zu einem Neurologen bringen. Hier im Krankenhaus gibt es keinen.«

Mama wird also vor mir entlassen; ihr Besuch bei dem Facharzt ist wenig ermutigend. Mein Vater muss dem Arzt erklären, was sie selbst nicht ausdrücken kann. Er weiß genau, dass sie nichts über ihr inneres Leid sagen wird, nicht einmal mit ihm spricht sie darüber. Außerdem wagt Papa nicht, die verschiedenen Etappen ihres Zusammenbruchs zu schildern, denn vor der Tür der Arztpraxis stehen pakistanische Wachen, und ein Afghane wird unter diesen Bedingungen nicht freimütig reden, weil er gehört werden und politische Schwierigkeiten bekommen könnte.

Vor dem Einmarsch der Sowjets 1979 war meine Mutter ein glücklicher Mensch. Meine Eltern lieben sich noch genauso wie am ersten Tag. Doch wie viel Leid haben wir seitdem erfahren! Mein Bruder Wahid wurde denunziert und kam für drei Jahre ins Gefängnis. Meinen anderen Bruder Daud haben wir versteckt, damit er nicht einberufen wurde. Dann waren da die Schrecken des Bürgerkriegs, die meine Mutter als Krankenschwester in verschiedenen Krankenhäusern miterlebte. Das Leid all der Frauen, denen sie seit der Machtergreifung der Taliban zu helfen versucht hat.

Wie soll man in Worte fassen, was sich an Dauds Fakultät im Jahr 1992 ereignet hat, nach den Gefechten zwischen den diversen Mudschahidin-Anhängern.

Ich kann mich noch ganz genau an den Gesichtsausdruck meiner Mutter erinnern, als Daud ihr davon berichtete. Ich war zwölf Jahre alt. Es war so entsetzlich, dass ich es nie vergessen habe.

Daud kam eines Tages von der Universität nach Hause, die geschlossen worden war, bevor die Streitkräfte des

Kommandanten Massud die Kontrolle über dieses Gebiet übernahmen. Die Männer Hekmatjars, gegen die Ahmed Schah Massud damals kämpfte, hielten sie besetzt. Sie diente ihnen als Kaserne.

Hekmatjar verlor, und im Radio wurde eine Aufforderung an die Studenten gesendet, sie sollen die Räumlichkeiten reinigen, damit sie wieder geöffnet werden könnten. Daud war eines Morgens hingegangen, zusammen mit all jenen Studenten, die darauf brannten, dass der Unterricht wieder begann; es waren sehr viele gekommen.

Meine Mutter sah sofort, dass es ihm nicht gut ging, er war ganz blass, und er wollte nichts erzählen. Ohne etwas zu essen, ging er auf sein Zimmer. Mama war noch in der Küche und rief ihm nach:

»Komm doch zum Essen, Daud!«

»Nein, ich habe keinen Appetit ...«

»Was ist denn los mit dir?«

Daud gab keine Antwort. Das war beunruhigend, und so folgte ich Mama zu seiner Zimmertür. Er saß auf dem Bett, den Kopf in den Händen vergraben. Mama setzte sich neben ihn und wartete, bis er bereit war, etwas zu sagen.

»Ich habe etwas Entsetzliches gesehen, es war wirklich schrecklich!«

»Was denn?«

»Eine völlig entkleidete Frau ... Sie war ... auf eine Flügeltür an der Uni ... genagelt ... Man hatte sie in der Mitte aufgeschnitten, in zwei Teile ... Auf jeden Türflügel hatte man eine Körperhälfte genagelt ... Und die Tür öffnete und schloss sich ... Es war grauenhaft!!« Mama brach in Tränen aus. Daud sprach weiter: »Überall lagen

abgeschnittene Füße und Hände, blutige Fetzen. Das war ein Massaker. Ich weiß nicht, wie viele sie umgebracht haben, es war einfach schrecklich ... Im Radio hieß es nur, die Studenten sollten aufräumen und sauber machen ... Doch da konnte man nichts sauber machen ... es ging einfach nicht. Die Sicherheitskräfte haben es getan, ich will da heute Nachmittag nicht mehr hin, ich will nicht! Sie haben uns dorthin gelockt, damit wir sehen, was die anderen gemacht haben, sie wollten, dass wir es erfahren ...«

Ich bin auf mein Zimmer gerannt, um dort zu heulen, allein. Daud hat nie mehr darüber gesprochen, aber unsere Mutter denkt ständig daran, da bin ich sicher, und bestimmt quälen sie noch mehr Albträume, von denen ich nichts weiß. Sie redet nicht darüber, es steckt in ihr drin, ganz tief vergraben. In den Zeitungen wurde über die Massaker in der Universität nur flüchtig berichtet, und Massud behielt die Kontrolle über Kabul bis zur Macht ergreifung der Taliban.

Der Neurologe hat meinem Vater empfohlen, gut auf Mama aufzupassen und darauf zu achten, dass sie ihre Medikamente gegen Diabetes einnimmt. Außerdem soll sie mindestens zwei Stunden pro Tag spazieren gehen.

Nach einer Woche geht es mir besser. Ich kann wieder nach draußen, und auch mir rät der Arzt, viel an die frische Luft zu gehen, Gymnastikübungen zu machen und mich so viel wie möglich draußen aufzuhalten.

Was hatte er zu meinem Vater gesagt? »Abgesehen von den Medikamenten, kann man nicht viel unternehmen ...«

Abends, im Haus von Schakilas Schwiegereltern, diskutieren wir drei Schwestern miteinander. Groß ist die Versuchung, hier zu bleiben, unserem Land den Rücken

zu kehren, und seiner Regierung, die uns hier, im Ausland, noch widerwärtiger vorkommt.

Doch es ist unmöglich. Schakila wird uns bald verlassen und in die USA ziehen, gerade hat sie mit ihrem Mann telefoniert; ihre Papiere sind unterwegs. Bei der Familie ihrer Schwiegereltern können wir auch nicht bleiben. Für Soraya und mich ist es undenkbar, unsere Eltern ohne uns nach Afghanistan zurückreisen zu lassen. Dort haben wir ein Dach über dem Kopf, eine bescheidene Wohnung. In Pakistan besäßen wir Freiheit, Mama wäre besser versorgt, ich ginge auf die Universität. Schakila meint jedoch:

»Hier werden wir von den Leuten schief angesehen. Dabei haben die Afghanen hier so viel geleistet: sie haben Häuser gebaut, sie halten die Wirtschaft am Laufen. Dennoch mögen die Pakistani uns nicht.«

Und das ist wahr.

Während wir warten, nutze ich die Freiheit auf meinem Spaziergang aus. Wir haben feines Tuch gekauft, um daraus Kleider zu schneidern, außerdem schwarze Sommerschuhe, die endlich meine Turnschuhe ersetzen; Papa hat mir ein Gebetstuch geschenkt. Wir plaudern im Familienkreis im Garten, abends, beim Sonnenuntergang. Ein richtiges Leben.

Nach einem Monat heißt es den Rückweg antreten. Mama, Soraya und ich sind ziemlich betrübt. Ich lasse das Bild meiner Schulfreundinnen von früher zurück, die auf die Universität gehen, auf den Straßen von Peschawar oder Islamabad flanieren und lachen dürfen. Die meisten haben einen Bruder, Onkel oder sonst ein nahes Familienmitglied im Ausland, von dem sie finanziell unterstützt werden. Dennoch führen sie kein Leben in Saus und Braus. Eine Freundin erzählte mir am Telefon, sie lebten

zu siebt in einem einzigen Mietzimmer in Islamabad. Doch sie hat das Glück, studieren zu dürfen. Ich hoffe, sie weiß das und arbeitet ebenso fleißig wie vorher. Im Lauf unserer Unterhaltung bekam ich das Gefühl, sie sei nicht mehr ganz so versessen darauf, Ärztin zu werden. Sie kam mir oberflächlicher, weniger engagiert vor. Vielleicht ist es die Freiheit, die das bewirkt.

Diesmal nehmen wir den Bus, weil es Mama und mir ja besser geht. Die Durchsuchungen, die Straßensperren, die missgünstig blickenden Taliban, die übliche Erniedrigung ... ich fühle mich noch deprimierter als vor der Anreise.

Mama weigert sich, die Medizin gegen Diabetes einzunehmen. Mein Vater und Soraya lassen sich alle möglichen Tricks einfallen, um sie zu überlisten. Die Schlaftabletten und die Beruhigungsmittel schluckt sie gern. Wir behüten sie wie ein Kind. Meine Mutter, früher so stark und aktiv, verweigert sich der Wirklichkeit. Sie löscht sie in einem immer tieferen Schlaf aus. Wir wissen nicht mehr, was wir tun sollen, ihre Depressionen ergreifen von uns allen Besitz.

Und wir sind noch niedergeschlagener, als Daud uns erzählt, dass in seinem geliebten Fußballstadion in Kabul nun ganz andere Dinge stattfinden. Nun sprechen die Taliban dort öffentlich Recht: sie hängen die Angeklagten an den Torpfosten auf, hauen Dieben die Hand ab, richten des Ehebruchs für schuldig befundene Frauen mit einer Kugel in den Nacken. Ein mörderisches Spektakel, von fanatischen Gebeten unterbrochen; die Zuschauer werden mit Peitschenhieben zum Hinsehen gezwungen.

Ich will von dem Grauen in der Stadt einfach nichts mehr hören.

Also verlasse ich die Wohnung nicht mehr, begnüge mich damit, den Sonnenuntergang vom Küchenfenster aus zu beobachten und so viel wie möglich zu schlafen, um diesen Albtraum zu vergessen, der sich unter der Sonne Kabuls ausbreitet.

4

Massaker und Wunder

Zeit für die BBC. Es ist 20.30 Uhr. Papa schaltet das große Radio an, er dreht den Ton so leise wie möglich, und wir stecken wie immer die Köpfe ganz dicht vor dem Lautsprecher zusammen. Einmal hörte unser Nachbar etwas und bemerkte zu Soraya: »Sie stellen zu laut ... Ich habe gehört, dass die Taliban ...«

Soraya schnitt ihm sehr schnell das Wort ab und tat aus Vorsicht, als entschuldigte sie sich für die Störung.

»Meine Schwester und ich hören zu laut Musik ... Verzeihen Sie bitte!«

Der Nachbar hat nicht mehr davon gesprochen, aber wir sind aus Prinzip misstrauisch.

»Die Stadt Mazar-i-Scharif, die wichtigste Stadt im Norden Afghanistans, ist seit mehr als einem Jahr Schauspielplatz erbitterter Kämpfe zwischen den Mudschahidin der Nordallianz und den Taliban. Die Taliban versuchen seit ihrer Machtübernahme in Kabul 1996 vergeblich, die Stadt zu erobern, und haben schwere Verluste erlitten. Wenn ihnen die Einnahme von Mazar-i-Scharif gelingt, würde die letzte Bastion des Nordens fallen, die noch nicht in ihren Händen ist.«

Die BBC bestätigt also, was man sich in Kabul zuflüstert, was wir aber nie sicher wissen. Selbst wenn es einem Reporter gelingt, das eine oder andere Lager zu interviewen, ist es schwierig, sich ein genaues Bild von der Situation zu machen: was die Taliban-Regierung bestätigt, wird von den Anführern des Widerstandes sogleich dementiert.

Manchmal ist von der Sendung gar nichts zu verstehen. Morgens zum Beispiel, zwischen 5.30 und 7.30 Uhr, wenn der iranische Rundfunk sendet, ist der Ton völlig verrauscht. Man erzählt sich in Kabul, dass die Taliban den Sender mit Absicht stören, denn die iranischen Nachrichten räumen den Erfolgen des Widerstands einen großen Raum ein. Wer in Kabul beim Hören feindlicher Sender erwischt wird, bekommt drei Monate Gefängnis. In letzter Zeit sind die Nachrichten entmutigend. Im Februar 1998 hat ein Erdbeben im Norden des Landes die Region von Taloqan bis hin nach Tadschikistan erschüttert. Von den Folgen des Bebens haben wir durch die BBC erfahren. Viertausend Tote.

Von Radio Scharia hingegen erfahren wir die Neuigkeiten vom obersten Gericht der Taliban: Zwei Kriminellen wurde im Stadion von Kabul vom Vater ihrer Opfer die Kehle durchgeschnitten, vor großem Publikum, das die Taliban auf fünfunddreißigtausend Personen schätzten. Zum Glück nutzen sie nicht das Fernsehen, um uns so etwas auch noch zu Hause genießen zu lassen! In solchen Momenten vermisste ich das Fernsehen überhaupt nicht.

Die Nachricht, die unsere Mutter besonders beunruhigt, betrifft eine vorwiegend von Frauen geleitete Hilfsorganisation, die Kabul verlassen muss, vertrieben von den Taliban. Diese Organisation stellte für die Afghanin-

nen die letzte Chance dar, medizinische Hilfe zu erhalten. Den Frauen, die dort arbeiteten, wird vorgeworfen, sich nicht dem islamischen Gesetz zu beugen.

Mama ist bestürzt: »Jetzt ist es aus für die Frauen. Aus. Nichts bleibt mehr. Das ist Völkermord. Und die UNO beugt sich der Erpressung durch diese Leute!«

Soraya spricht nicht mehr. Sie beschäftigt sich im Haus, ist traurig, ohne etwas zu sagen. Papa kann ihr noch so oft versichern, dass sie ihren Beruf nicht vergessen und eines Tages wieder arbeiten wird, sie glaubt es nicht mehr. Niemand kümmert sich um uns, die Journalisten machen sich so rar, dass man denken könnte, die ganze Welt habe uns vergessen und die anderen Länder unterstützten die Taliban.

Im August 1998 verkündet Radio Scharia triumphierend die Einnahme von Mazar-i-Scharif. Die Taliban haben die heilige Stadt besetzt. Dort, in der Blauen Moschee, befindet sich das Grab von Ali, dem Schwiegersohn des Propheten.

»Gott ist groß, mit seiner Hilfe einen wir das Land! Alle Städte des Nordens stehen auf der Seite der Regierung!«

Radio Iran greift die USA an und wirft ihnen vor, die Taliban zu unterstützen, um das Bild des Islam in ein schlechtes Licht zu rücken: Die Taliban haben in der heiligen Stadt Hunderte Zivilisten ermordet und iranische Diplomaten verschleppt. Mein Vater bemerkt: »Sie preisen den Dschihad, aber ein Moslem tötet keinen Moslem. Im Koran steht nicht geschrieben, dass man das Leben nehmen darf. Das ist der Beweis dafür, dass sie ihre Scharia selbst erfinden. Uns wollen sie einreden, dass alles, was sie beschließen, im Koran geschrieben steht. Ihre Gesetze stehen nicht geschrieben, sie kommen aus

den Köpfen von ein paar Mullahs, die besser daran täten, sie für sich zu behalten.«

Später lege ich mich neben Soraya. Sie schläft und hat ihr schönes Gesicht trotz der Hitze in den Betttüchern vergraben. Ich denke an Mazar-i-Scharif und erinnere mich an die wunderbare Reise, die Wahid organisiert hatte, als ich dreizehn Jahre alt war: meine erste Reise durch Afghanistan und bis heute die letzte. Ich war so glücklich, dass ich mit meinem großen Bruder wegfahren konnte, den ich unendlich bewunderte, und mit Mama und Schakila! Papa blieb mit Soraya zu Hause, denn die beiden mussten arbeiten. Wir wollten in der Stadt, die Alis Grab beherbergt, das Nowroz-Fest erleben, das afghanische Neujahrsfest am ersten Frühlingstag, und einen ganzen Monat dort bleiben. Frühjahr 1993:

Ich erinnere mich an einen Halt am Straßenrand, wo uniformierte Männer das Gepäck aller Reisenden durchwühlen. Einer von ihnen fragt unseren Fahrer: »Wohin fahren diese Leute?«

»Sie fahren nach Mazar-i-Scharif, zur großen Moschee.«

»Gebt mir Geld!«

Der Fahrer schiebt ein paar Scheine in die Kasse, ohne etwas zu sagen, und wir fahren weiter. Wahid hat sein Auto für die ganze Reise gemietet. Der Fahrer ist sehr freundlich: »Wenn ihr euch etwas ansehen oder auf die Toilette gehen wollt, sagt Bescheid, dann halte ich an.«

Am Beginn der Reise gibt es auf beiden Seiten der Straße nur Wüste. Durch das Fenster sehe ich zwei junge Männer, etwas älter als ich, vielleicht vierzehn, die eine Kalaschnikow tragen. Als der Fahrer nicht bremst, springt einer der Jungen vor das Auto, so dass wir anhalten müssen.

»Warum seid ihr nicht stehen geblieben?«

»Niemand hat uns ein Zeichen gegeben, dass wir anhalten sollen!«

»Parkt das Auto da drüben und gebt uns Geld!«, fordern sie ruppig.

Der Fahrer gibt auch den Jungen etwas Geld. Dann sagt er zu uns: »Wenn ihr Durst habt, halte ich hinter dem Salang-Pass und dem Tunnel. Ich empfehle euch, dort Wasser zu trinken ... Es kommt vom Gletscher.«

Das Wasser ist wunderbar, erfrischend und klar, und auch die Schönheit der Landschaft gefällt mir. Häuser schmiegen sich an die Berghänge, Menschen gehen auf einem schmalen Weg, der sich zwischen den Bäumen hindurchschlängelt, bis weit nach oben oder hinab ins Tal. Wir essen köstliche Lammspieße. Der Fahrer behauptet, man könne nirgends so gut essen wie im Norden.

Nach dem Mittagessen setzen wir unsere Reise fort, und kurz bevor wir Pol-i-Chomri erreichten, sehe ich das Haus meiner Träume, das Haus, das ich schon gemalt habe, als ich ganz klein war: mitten in der Natur, umgeben von Grün, ein Haus aus grauem Stein mit einem rau chenden Schornstein, daneben ein Schafstall und ein Brunnen. Dort hätte ich gern gelebt, in dem Tal, unter den Bäumen, umgeben von Ruhe und Stille. Es war so schön. Wahid sagte mir, das nächste Dorf, durch das wir fahren würden, sei Dacht-i-Kilagaji, das heißt »Banane«.

»Du sprichst doch so oft von Dacht-i-Kilagaji ...«

»Gibt es denn hier viele Bananen?«

»Nein, das nicht, es gibt viele Wassermelonen.«

Nach einer Weile sagt der Fahrer zu Wahid: »Gib mir deine Uhr und die von deiner Mutter. Alle Uhren, die ihr tragt.«

Als Mama ihn nach dem Grund fragt, antwortet er: »Wenn Sie Schmuck haben, müssen Sie ihn mir anvertrauen, denn bald erreichen wir einen Ort, wo Strauchdiebe uns auflauern und uns alles wegnehmen könnten.«

Nachdem er die Uhren und den Schmuck im Kofferraum versteckt hat, fährt er sehr schnell weiter und erklärt uns: »Wenn jemand einen Stein wirft, macht euch keine Sorgen. Ich werde nicht anhalten. Ich habe im Vorbeifahren schon Diebe gesehen, aber sie waren gerade mit einem anderen Auto beschäftigt.«

Am Eingang der Stadt hängt ein großes Transparent: »Willkommen in Mazar-i-Scharif«. Die Bewohner sind Usbeken in traditioneller Kleidung, mit einem dicken braunen Hemd, das sie Gopitscha nennen, und einem runden, sehr langen Turban. Ich habe früher schon in Kabul Usbeken gesehen, aber an diesem Tag kommt es mir vor, als haben sie alle das gleiche, etwas mongolische Gesicht. Die Frauen sind nicht alle verschleiert, einige haben Tücher umgebunden, andere gar nichts.

Dann fahren wir zu einem Hotel, um uns von der Reise auszuruhen. Es sind so viele Menschen in der Stadt, dass wir beinahe kein Zimmer für uns vier bekommen hätten. Aber Wahid diskutiert mit dem Eigentümer und bekommt, was er will. Wahid ist sehr autoritär. Manchmal streitet er mit Schakila, dann sprechen sie zwei, drei Tage nicht miteinander, ohne dass die Eltern etwas davon erfahren. Das ist ihre eigene Angelegenheit, und Schakila will Mama nicht damit belasten. Zu mir ist Wahid anders.

Er nahm mich zum Spielen mit in den Vergnügungspark oder zum Autoskooter und machte ständig Witze mit mir und meinen Cousinen. Er zeigte uns Postkarten indischer Stars im Schein einer Taschenlampe und ließ dann jede von uns fünf Afghani bezahlen, als wären wir

im Kino. Oder er erfand Bankkonten und bat uns, ihm unser Geld im Austausch für falsche Schecks anzuvertrauen. Daud beschimpfte ihn lachend als Dieb, denn wir wussten alle, dass er nur ein bisschen Taschengeld einnehmen wollte, um nach der Schule ins Kino zu gehen.

Wahid war fünfundzwanzig, als wir nach Masar-i-Scharif fuhren ... Sein Gesicht ist immer ernst und traurig, Mama sagt, er habe zu viel gelitten. Mein Bruder ist für mich wie ein Sinnbild der Kriegsgeschichte unseres Landes, denn er ist der Soldat in der Familie.

Er besuchte das Ansari-Gymnasium und ging anschließend zur Militärakademie. Den Abschluss machte er als bester Offiziersschüler seines Jahrgangs, dann wurde er dem Regiment der Präsidentengarde zugewiesen. Um seine Ausbildung zu vervollständigen, schickten ihn die Sowjets zum ersten Mal an die Front, zu einer Einheit, die in Maidan Schah kämpfte. Dort blieb er ungefähr drei Wochen. Damals gab es die heftigsten Kämpfe um Kandahar, Maidan Schah und in Wardak. Als Wahid zurückkam, erzählte er uns, dass die sowjetischen Soldaten vor ihren Augen Zivilisten massakrierten, dass sie selbst Kinder und Greise erschossen! Wenn in den Dörfern Frauen mit Steinen warfen, antworteten sie mit ihren Kalaschnikows. Wahid war durch diese Erfahrung tief getroffen, und meine Mutter beichtete mir später, dass sie oft weinen musste, wenn sie die Berichte ihres Sohnes hörte. Jedes Mal, wenn er an die Front zurückkehrte, sagte sie traurig: »Er geht, wie man in den Selbstmord geht ...«

In zwei Jahren nahm er an mehr als einhundert Kampfeinsätzen teil. Allerdings wurde er in diesen zwei Jahren auch mehrmals wegen Aufsässigkeit verurteilt. Die Bestrafung bestand darin, mehrere Tage in einem

sehr niedrigen kleinen Zelt zu sitzen, das auf dem feuchten Untergrund verankert wurde. Man konnte darin nur kauern oder liegen. Damals stand Wahid unter dem Befehl von Oberst Hazrat, seinem Ausbilder, der ständig die Verdienste der sowjetischen Hilfe in Afghanistan rühmte und von seinen Männern blinden Gehorsam gegenüber den Befehlen der sowjetischen Offiziere verlangte. Aber Wahid widersetzte sich den Befehlen der Sowjets, oft widersprach er den Ausbildungsoffizieren. Zu uns sagte er immer: »Afghanistan hat genug Männer und Offiziere, wir können gut auf die Sowjets verzichten!«

Einmal hatten wir wochenlang nichts von ihm gehört. Mama schickte Daud zur Kaserne, wo er erfuhr, dass unser Bruder zu fünf Monaten Karzer verurteilt worden war, weil er seinem Oberst eine Teekanne an den Kopf geworfen hatte. Anschließend steckte man ihn zu einer anderen Einheit, in Paghman, an der Grenze der westlichen Sicherheitszone um Kabul.

Eines Tages kam ein Mullah vom Ältestenrat, ein sehr alter Mann, zu meinem Vater nach Hause: »Dein Sohn leistet hervorragende Arbeit für uns, ich möchte dir dafür danken.«

Als Papa Wahid beim nächsten Ausgang das traditionelle Gewand anlegen und zu Hause den Pakol tragen sah, verstand er es wohl schon, aber er fragte trotzdem: »Was hat mir den Dank des Mullah von Paghman eingebracht?«

Wahid war dafür verantwortlich, einen Teil der Sicherheitszone um Kabul zu überwachen. Nach dem Sieg gegen die Sowjets kontrollierten die afghanischen Widerstandstruppen fast alle ländlichen Gegenden, und die kommunistische Regierung in Kabul tat alles, um die großen Städte, die wichtigsten Straßen und die Flugplätze

zu verteidigen. Hunderte Soldaten saßen in Stellungen auf den Hügeln rings um die Hauptstadt. Normalerweise durften Bauern, die in Kabul Vorräte einkaufen wollten, diese Sicherheitszone nicht passieren, nur Wahid erlaubte ihnen den Durchgang. Diese Information wurde leider dem Khad zugetragen. General Faruk Jakubi, der zweitwichtigste Mann im Geheimdienst, bestellte Wahid zu sich. Mein Bruder erklärte ihm stolz, weshalb er sich so verhielt: »Die Armee hat mich gelehrt, dem Volk zu dienen. Also lasse ich die Vertreter des Volkes passieren. Wenn Sie nicht einverstanden sind, stellen Sie doch Ihren Informanten an meinen Platz!«

Diesmal wurde er nicht bestraft. Ich denke mir, es war ziemlich peinlich für einen Anhänger der Sowjets, eigentlich ja ein Verteidiger des Volkes ... Aber Wahid wusste jetzt, dass ihn der gefürchtete Khad beobachtete, die Kopie des sowjetischen KGB.

In Wirklichkeit war er von den Widerstandskräften »angesprochen« worden, denn seine Position als Verantwortlicher für einen Teil der Sicherheitszone um Kabul war für sie sehr wichtig.

1989, nach zwei Jahren aktivem Frontdienst wurde er für zwei Monate in eine Militärbasis nach Frunse in Kirgisien versetzt. An jedem Wochenende kam mein Bruder nach Hause, legte die Uniform ab, zog das traditionelle Gewand an, setzte den Pakol auf und ging in die Moschee, um zu beten.

Eines Tages hielt ein gewisser Sangar, der Schwager von Präsident Nadschibullah, meinen Bruder auf der Straße an. Sangar wohnte in Makroyan im Nachbarhaus. Ich stand mit meinen Eltern auf dem Balkon und beobachtete die Szene. Wir sahen die beiden von weitem fast zwei Stunden miteinander reden. Mein Vater machte sich

Sorgen, denn dieser Mann, der Präsident Nadschibullah so nahe stand, leitete auch eine Abteilung des Khad. Sobald Wahid nach Hause kam, bestürmten wir ihn mit Fragen.

»Na, was hat er gesagt?«

»Was wollte er?«

»Nichts. Nichts Wichtiges, Kleinigkeiten. Macht euch keine Sorgen!«

Weil er uns beruhigen wollte, gab er uns keine richtige Antwort. Aber wenig später verschwand er, und wir hörten mehr als drei Wochen nichts mehr von ihm. Wir dachten, man habe ihn vielleicht in eine andere Region gesandt, ohne dass er Zeit hatte, uns Bescheid zu sagen. Aber eines Abends kam ein Soldat seiner Einheit heimlich zu uns. Er sprach mit Schakila und verschwand wieder. Ich konnte sie noch so sehr mit meinen Fragen bedrängen, Schakila wollte mir nichts sagen außer: »Wir müssen auf Papa warten.«

Beim Abendessen verkündete Schakila endlich die schreckliche Neuigkeit: »Wahid ist im Gefängnis.«

Mein Vater regte sich furchtbar auf, er war wütend, dass die Armee ihn nicht informiert hatte. Er rief Hashim an, einen Freund der Familie, der in der Personalabteilung des Khad arbeitete, und sie verabredeten sich für den nächsten Morgen, um gemeinsam auf die Suche nach Wahid zu gehen.

Der Kommandant der Garnison von Paghman, General Issa Khan, der Wahids Einheit befehligte, teilte ihnen mit, dass er im Gefängnis für politische Häftlinge von Pol-i-Tscharchi eingesperrt sei. Wir waren verzweifelt. Das war das schlimmste Familieneignis, das wir je er-

lebt hatten. Wahid ein politischer Gefangener der Sowjets!

Mein Vater fuhr zum Gefängnis, aber beim ersten Mal erhielt er keine Erlaubnis, seinen Sohn zu sehen.

Der Wachsoldat durfte ihm nur saubere Kleidung für Wahid abnehmen, und auf Verlangen meines Vaters war er bereit, ihm die schmutzige Wäsche zu holen.

Im Hosenumschlag hatte Wahid einen Zettel versteckt, auf dem stand: »Vater, ich lebe. Ihr müsst eine vom Sicherheitsminister unterschriebene Erlaubnis besorgen, um mich zu besuchen. Wahid.«

Hashim brauchte fast einen Monat, um die Erlaubnis für den Besuch der ganzen Familie zu erhalten. Man erzählte sich grausame Geschichten über das Gefängnis von Pol-i-Tscharchi. Onkel Mir Akbar, ein Bruder meiner Mutter, war dort einige Jahre zuvor eingesperrt gewesen. Er hatte uns von den Foltern erzählt, die er hatte erdulden müssen, von seinem vernarbten Rücken und den ausgerissenen Fingernägeln ... Dieses Gefängnis lässt sich nicht mit dem alten in Kabul vergleichen, das aus Ziegeln und Lehm gebaut ist. Pol-i-Tscharchi ist eine wahre Festung, die die Sowjets gleich nach ihrem Machtantritt erbaut haben.

Als wir die Ebene erreichten, die etwa fünfzehn Kilometer von Kabul entfernt ist, sah ich von weitem ein riesiges Gebäude mit so dicken Mauern, dass ein Auto darauf hätte fahren können. Hunderte Menschen standen in einer Schlange, um ihre Verwandten zu besuchen. Ich fragte mich fassungslos, warum so viele Menschen im Gefängnis waren.

Zweihundert Meter vor dem Eingang warteten in zwei Baracken Wachsoldaten, die alle Besucher kontrollierten, eine Baracke für Männer, die andere für Frauen. Nach

einer Stunde Wartezeit wurde unser Name aufgerufen. Wir gingen in die Baracke, wo eine Frau einen Durchgangsstempel auf den Arm meiner Mutter drückte, ebenso auf den meiner Schwestern und auf meinen. Papa erhielt in der Männerbaracke das gleiche Zeichen.

Die Frau durchsuchte uns, dann bekamen wir die Erlaubnis, bis zu dem riesigen Eisentor zu gehen, das so hoch war, dass ich mich nach hinten beugen musste, um die Inschriften darüber zu lesen: »Zentralgefängnis der Demokratischen Republik Afghanistan« und »Das Gefängnis, zweite Schule der Umerziehung«.

Wie sollte man das Wort Umerziehung verstehen? Ich begriff nicht, wer einen im Gefängnis erziehen sollte.

Jedes Mal, wenn wir Wahid besuchten, mussten wir nicht nur Schlange stehen, um den Durchgangsstempel zu erhalten, ehe wir durchsucht wurden, die gleiche Prozedur wiederholte sich auch drinnen, und wir passierten insgesamt sechs graue Eisentüren. An jeder Etappe überprüften Wachen die Zeichen auf den Armen der Männer und unterschrieben zur Bestätigung direkt auf der Haut. Mein Vater hatte zwei Stempel und sechs Unterschriften, wenn er am Ende des Flures ankam. Dann führte man uns in einen Hof unter freiem Himmel in der Mitte des Gebäudes. Der Boden war gesprengt, um das Aufwirbeln des Staubs zu verhindern. Jemand rief laut den Namen meines Bruders, und endlich kam er zu uns. Er breitete einen Schal auf dem Boden aus, und wir setzten uns. Ich verschlang ihn mit den Augen. Er trug einen Bart und schwarze Kleidung. Wir mussten alle weinen, Wahid küsste die Hände meiner Mutter und meines Vaters und flehte uns an, nicht zu weinen. Wir hatten nur eine halbe Stunde, um miteinander zu sprechen, und er hatte uns so viel zu sagen, aber wir wurden von einem bewaffneten

Soldaten bewacht, der dem Gespräch zuhörte, so dass uns Wahid nur das Wichtigste erklären konnte.

Man hatte ihn bereits verhört, er brauchte einen Anwalt für seinen Prozess und wollte, dass ihn unser Onkel, Mir Akbar, verteidigte. Ehe er uns verließ, nahm Wahid seine Schwestern in die Arme und flüsterte uns zu: »Männer werden das Haus bewachen. Ihr braucht keine Angst zu haben, es sind drei, sie sind da, um euch zu beschützen.«

Er gab uns seine schmutzige Wäsche, und wir verließen ihn, ohne verstanden zu haben, warum er im Gefängnis war und warum die Männer uns überwachen würden.

Unser Onkel war Staatsanwalt bei einem Militägericht. Dank seiner Funktion kannte er das Reglement der Armee ganz genau. Und weil er selbst im Gefängnis gewesen war, kannte er auch die dort herrschenden Gesetze. Als er zu uns kam, fragte er zuerst, ob wir die schmutzige Wäsche meines Bruders mitgebracht hätten. Er begann gleich in dem Paket zu wühlen und holte aus den Hosenfalten kleine Zettel. Wahid bat Mir Akbar persönlich, so schnell wie möglich zu ihm ins Gefängnis zu kommen, und betonte, er wolle keinen anderen Anwalt als ihn. Ich fand diese Methode der Verständigung sehr erstaunlich.

Von da an fuhren wir drei Monate lang jeden Mittwoch zu meinem Bruder ins Gefängnis, in den Hof mit der feuchten, lehmigen Erde. Wahid sagte, dass die Wachen dort Wasser vergossen, um Blutspuren zu beseitigen. Es gab auch welche an den Mauern ... Viel später, als Massuds Mudschahidin Kabul besetzt hatten, zeigte man uns im Fernsehen eine entsetzliche Reportage. Man hatte den Gefängnishof aufgegraben und dabei die Leichen von Gefangenen entdeckt, die ohne Urteil ermordet worden

waren. Wir liefen also ohne es zu wissen über ein wahres Massengrab.

Bei jedem Besuch erzählte uns Wahid Geschichten aus dem Gefängnis. Es gab einen Oberwärter, der den Gefangenen gegen Geld verschiedene Erleichterungen gewährte: Kommandant Khiali Gul. Dieser Mann kam zu meinem Vater ins Geschäft und nahm Geld von ihm. In der folgenden Nacht rief uns Wahid zu Hause an und durfte lange mit uns sprechen, denn er war im Zimmer des Kommandanten. Wahid bat um einen kleinen Fernseher, worüber wir sehr staunten, denn wir dachten nicht, dass ein solcher erlaubt sei, außerdem eine Antenne mit dreißig Metern Kabel, um seine Zelle mit dem Gefängnisdach zu verbinden! Er konnte das Gerät ohne Schwierigkeiten anschließen.

An einem Herbsttag, es regnete in Strömen, war das Gefängnis plötzlich voll von bewaffneten Soldaten. Einem Gefangenen war die Flucht gelungen, er hatte sich mit einer Burka als Frau verkleidet.

Am Ausgang kontrollierten die Wachen jede Frau genau, ehe sie sie passieren ließen, und vor den Toren standen Panzerwagen. Bei unserem nächsten Besuch erhielten auch wir Frauen zwei Stempel auf den Arm statt einen, und Wahid erzählte uns, dass der geflohene Gefangene mit einer Kartoffel und einem von seiner Frau eingeschmuggelten Filzstift die Stempel nachgemacht hatte. Ehe er ins Gefängnis kam, hatte er Papiere gefälscht.

Eines Tages gab es einen blutigen Streit zwischen den politischen Gefangenen der feindlichen Lager im Widerstand. Sie waren auf derselben Etage eingesperrt. Ein neuer Gefangener war mit Klingen erstochen worden, die aus zerschnittenen und geschärfsten Knochen gefertigt waren. Die Gefangenen wühlten in den Speiseabfällen

auf dem Hof, um etwas zu finden, woraus man Waffen herstellen konnte. Ein weiterer Gefangener starb durch kochendes Wasser, das ein anderer ihm ins Gesicht geschüttet hatte. Ein Häftling kam auf die Idee, seine Kleidung mit Petroleum in Brand zu setzen und auf den Gefängnishof zu rennen. Er hoffte, seine Tat würde das Internationale Rote Kreuz zum Eingreifen veranlassen, und wollte sich dann rechtzeitig in ein Wasserbecken stürzen, das sich leicht zugänglich hinter einer Tür befand. Aber an diesem Tag war die Tür zufällig abgeschlossen, und er verbrannte bei lebendigem Leibe vor den Augen der anderen Gefangenen, die ihn hinter ihren Gittern sterben sahen. Wahid erzählte uns auch von einem achtzehnjährigen Gefangenen, der wegen Diebstahl verhaftet war und den sich einer der Männer schnappte, damit ihn seine Mithäftlinge vergewaltigen konnten. Der Mann arbeitete in der Küche. Das Opfer rächte sich, indem es ihm mit einem Hackmesser die Kehle durchschnitt.

Eines Tages brachte Schakila eine Wahrsagerin nach Hause, die Mutter einer Freundin. Nachdem diese die Kleider meines Bruders abgetastet und ausgehend von seinem Geburtsdatum komplizierte Berechnungen ange stellt hatte, erklärte sie: »Wahid ist ein gläubiger, weiser Mann, ein guter Moslem, der stets seine Gebete spricht. In vier Monaten wird er frei sein!«

Ihre Überzeugung war so fest, dass Mama beeindruckt war. Sie wollte die Seherin bezahlen, diese aber lehnte ab: »Solange meine Weissagung nicht eingetreten ist, nehme ich nichts.«

Ich glaubte überhaupt nicht daran. Und Papa sagte nur, es sei gut für Mamas Moral. Das war im Januar 1992, Wahid war zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt worden, mein Onkel hatte die Strafe auf achtzehn Jahre ver-

mindern können. Er war schon fast drei Jahre in Pol-i-Tscharchi, und ich fragte mich, wer ihn wohl dort rausholen könne, wenn nicht die Gnade Gottes. Meine Schwestern und ich beteten voller Inbrunst darum.

Am 18. April 1992 wurden General Jakubi, Führer des Khad, und General Baki, sein Stellvertreter, ermordet. Beide waren enge Mitarbeiter Nadschibullahs. Ich war in der Schule, als Schakila kam und um die Erlaubnis bat, mich mit nach Hause zu nehmen. Sie wusste, dass etwas geschehen würde, und hielt es für sicherer, nach Hause zu gehen. In Makroyan, wo viele Mitglieder der afghanischen kommunistischen Partei wohnten, verbreiteten sich die Informationen sehr schnell. Das Viertel liegt zwischen der Sendeanstalt von Radio Kabul und dem internationalen Flughafen, sehr nah am Präsidentenpalast. Abends, als wir das Fernsehen einschalteten, gab es nur patriotische Gesänge. Gegen 19.30 Uhr erschien ein Sprecher auf dem Bildschirm und verlas eine Erklärung:

»Liebe Landsleute, der ehemalige afghanische Präsident Doktor Nadschibullah wollte Afghanistan illegal verlassen ... Um ein Machtvakuum zu verhindern und unser Land nicht in die Hände der Pakistani fallen zu lassen, sind wir in ständigem Kontakt mit den Mudschahidin ...«

Zuerst wussten wir nicht, mit wem genau die Regierung in Kontakt getreten war, um das Machtvakuum zu füllen. Eines Morgens dann, Schakila und ich waren gerade auf dem Markt, sagte uns der Gemüsehändler: »Kommandant Massud wird in Kabul einrücken. Alle in der Stadt erzählen es!«

Die Bevölkerung fürchtete, die Männer Hekmatjars würden in die Stadt kommen, die sie ständig mit Raketen beschossen.

Am nächsten Tag erschien bei den Abendnachrichten der Außenminister im Fernsehen. Er erklärte: »Ich bin mit dem Hubschrauber nach Pandschir geflogen, um die Machtübergabe auszuhandeln. Gulbuddin Hekmatjar und Ahmed Schah Massud haben eingewilligt, kampflos in Kabul einzurücken.«

Als ich am nächsten Tag in die Schule ging, bemerkte ich zahlreiche Veränderungen. Unsere Lehrerinnen trugen Hosen anstelle von Strümpfen und Röcken, große Tschadors oder lange Mäntel. Die Mädchen diskutierten untereinander die Neuigkeiten vom Vortag.

»Wenn die Extremisten von Hekmatjar die Macht übernehmen, dauert der Krieg noch länger.«

»Die Lebensbedingungen für die Frauen werden sich ändern, sie werden nicht mehr arbeiten dürfen.«

»Die Mädchenschulen werden geschlossen.«

Ich wagte nicht, viel dazu zu sagen, weil Wahid im Gefängnis war und ich fürchtete, meine Bemerkungen könnten ihm schaden, aber ich hatte Angst, er könnte sich dem Lager der Extremisten anschließen.

Zwei, drei Tage später sahen wir uniformierte Männer in unserem Viertel. Einige bezogen sogar in einer Ecke unserer Schule Position. Wegen der Militäruniformen glaubten die Mädchen meiner Klasse nicht, dass es sich um Mudschahidin handeln könne.

Am selben Tag begannen einige Nachbarn, vor allem die Angestellten im Innenministerium, verschiedene Dinge nach Hause mitzubringen, Fernseher, Waffen, Videorekorder ... Man spürte förmlich, wie die Plünderung begann. Die Männer fingen an, sich einen Bart stehen zu lassen.

Das Fernsehen funktionierte immer noch wie vorher, es gab männliche und weibliche Sprecher. Sie spielten immer noch Musik. Aber am Abend des 28. April trug die Ansagerin, obwohl immer noch geschminkt, schon einen Schleier. Das war neu für uns. Einige Tage später wurde Sibgatullah Modschaddedi zum Präsidenten des Islamischen Staates Afghanistan ernannt. Am 5. Mai öffneten sich die Tore der Gefängnisse: Alle politischen und kriminellen Gefangenen wurden gleichzeitig freigelassen.

Am selben Abend klopfe Wahid an unsere Tür. Er trug einen Bart und die traditionelle Kleidung. Obwohl er gerade aus dem Gefängnis gekommen war, wusste er besser als wir über die jüngste Entwicklung Bescheid. Er war ebenso glücklich über das Wiedersehen wie wir, aber gleich am nächsten Tag ging er auf den Markt und kaufte uns drei riesige Tschadors.

An diesem Tag sagte Schakila böse zu ihm: »Ja doch, wir tragen deinen Tschador, wo es doch jetzt Mode ist.«

Im folgenden Jahr, 1993, unternahmen wir die Pilgerreise nach Mazar-i-Scharif, zu der meine Gedanken jetzt zurückkehren. Das Neujahrsfest ... das Fest der roten Tulpen ... Diese Reise werde ich niemals vergessen ...

Als wir Mazar-i-Scharif erreichen, empfängt uns ein wunderbarer Anblick: ganze Felder von Tulpen mit leuchtend roten Blütenblättern auf sehr hohem Stiel. Wahrhaft eine lebendige Sammlung für Soraya! Ich habe noch nie so etwas gesehen, ein blutroter Ozean, der in der Sonne funkelt und die ganze Stadt umgibt.

Wir besuchen die große Moschee mit der blauen Kuppel und sehen das uralte Becken, in dessen Steine Koranverse graviert sind. Der Marmorvorhof ist himmelblau mit dunkelroten Mustern, glatt wie ein wunderbarer Spiegel, ringsum weiße Tauben. Am Neujahrstag ist er

mit Vasen voll roter Tulpen geschmückt. Es ist unvergleichlich.

Manche Pilger, Blinde oder Behinderte, beten hier seit einem Jahr und warten darauf, am Neujahrsfest teilzunehmen, weil sie hoffen, an diesem Tag würde ein Wunder geschehen. Im Innern der Moschee steht auf einem Pult ein großer Koran, in dem man blättern kann, um die Verse auszuwählen, die man rezitieren will, aber ich sehe auch Menschen, die sie auswendig sprechen, ohne in den Koran zu schauen. Dann spenden wir Geld für die Moschee und gehen an Alis Grab, um zu beten. Schakila fragt eine Frau, was wir nun tun müssen, sie antwortet: »Das ist Alis Tempel. Ihr könnt beten und etwas von Gott erbitten. Euer Wunsch wird in Erfüllung gehen, Gott vollbringt Wunder.«

Ich bete für die Gesundheit von Mama und dass Gott meine ganze Familie beschützen möge. Dann sehen wir etwas Verwunderliches: Hunderte Vorhängeschlösser hängen an einer Metallstange, alle sind geschlossen. Ich will wissen, wozu sie wohl dienen. Wieder bitten wir eine Frau um Auskunft.

»Man muss an einem beliebigen Schloss ziehen, und wenn es aufgeht, wird dein Wunsch sich erfüllen! Meine Schwägerin hat es vor ein paar Tagen gemacht, sie hatte darum gebeten, dass ihr Mann nach Masar-i-Scharif zurückkehren solle, weil sie sich um ihn sorgte. Am selben Abend war er da!«

Schakila weigert sich, an einem Schloss zu ziehen. Ich würde es gern machen und strecke sogar schon die Hand aus, um es zu berühren, aber sie hindert mich daran.

»Ich weiß nicht, was das bedeuten soll, Latifa! Ich habe noch nie so etwas gesehen. Ehe wir eine Dummheit

machen und die Vorschriften verletzen, fassen wir besser gar nichts an.«

Wahid wartet draußen auf uns, er hat im Männerteil der Moschee gebetet. Wir kaufen Körner, um die Tauben der Blauen Moschee zu füttern. Mir fällt auf, dass sich hier viele Ausländer aufhalten, sogar Europäer, die von der Schönheit der Moschee begeistert sind. Es gibt zwar ebenso schöne Moscheen in Kabul, auch ebenso große, aber diese ist einzigartig und wird besonders verehrt, weil sie das Grab von Ali beherbergt, das Wunder vollbringen kann.

Das Faszinierendste war, dass ich mit Schakila ein echtes Wunder erleben durfte:

Wir sehen, wie Männer eine Fahne über der riesigen Menge hissen. Die Kranken und Behinderten beten ganz in der Nähe. Plötzlich hebt ein Mann vor uns die Arme zum Himmel, reibt sich die Augen und schreit wie ein Verrückter, er könne wieder sehen! Sofort stürzen sich die Leute in seiner Umgebung auf ihn, um Streifen aus seiner Kleidung zu reißen, die nunmehr geheiligt ist. Der Mann dankt Gott, reibt sich das Gesicht, dann blickt er begeistert zum Himmel auf. Immer mehr Menschen drängen sich um ihn. Er lässt sie gewähren. Ich sehe Hände, die sich ihm ehrerbietig und inbrünstig flehend entgegenstrecken. Ich fürchte sogar, er habe keinen Stoff mehr für sie. Aber er bemerkt die Erregung ringsum nicht einmal, er ist geblendet vom Licht, versteckt immer wieder die Augen unter seinen Händen, entblößt sie aufs Neue und weint: »Danke, mein Gott!« Seine Familie schützt ihn, so gut sie kann.

Ich bin fassungslos, ich ziehe Schakila am Ärmel und wiederhole immer wieder: »Sieh doch! Sieh doch! Das ist ein Wunder!«

»Aber ich sehe es doch. Lass mich los, du tust mir weh.«

Unsere Mutter ist in diesem Moment zu weit von uns entfernt, um unsere Aufregung zu teilen, aber sie hat es gesehen und ist auch überzeugt, dass es ein Wunder ist. Später erzählt uns ein Mann, der in der Moschee arbeitet, dass dieser Pilger seit einem Jahr vor der Moschee gewartet und jeden Tag gebetet hat.

Auch Wahid ist beeindruckt, aber viel ruhiger als wir. »Gott ist groß!«, sagt er in tiefem Ernst.

Als wir nach Kabul zurückkehrten, erzählte ich diese wunderbare Geschichte sogleich meinem Vater. Er fügte hinzu: »Ich habe auch schon ein Wunder gesehen, ein Mann hatte ein gelähmtes Bein, und vor meinen Augen begann er wieder zu laufen! In Mazar-i-Scharif geschehen oft Wunder!«

An diesem Abend, dem 12. August 1998 in Kabul, kann ich nur schwer einschlafen. Man spricht bereits von Massakern in der heiligen Stadt. Es soll Hunderte Tote geben.

Die Tulpen sind seit dem Frühjahr verblüht, die Taliban haben nicht gesehen, wie die roten Blumen das Blut ihrer Blätter in der Sonne entfalten. Die Taliban haben selbst das Blut der Männer und Frauen von Mazar-i-Scharif vergossen. »Gott ist wahrhaft groß!«, sagte Wahid. »Und durch Alis Fürsprache werden die Blinden sehend.«

Wenn ich heute vor dem Marmorgrab in der Blauen Moschee ein Gebet an Ali richten könnte, würde ich ihn anflehen, noch ein Wunder für das afghanische Volk zu vollbringen, das von allen verlassen ist. Ich würde beten, dass die Taliban, die unmenschliche, dem heiligen Buch widersprechende Dekrete erlassen und den Koran ausle-

gen, wie es ihnen gerade passt, lernen, ihn zu respektieren, so wie wir Afghanen es seit Urzeiten voller Demut tun.

5

Die kleinen Mädchen aus Taimani

Heute Morgen kuche ich in der Küche Tee für meine Freundin Farida, die aus der sechsten Etage heruntergekommen ist, um mit mir zu diskutieren. Sie findet, dass ich nichts unternehme, mich gehen lasse. Ich habe kein Fieber mehr, meinen Lungen geht es besser, und seit einiger Zeit setzt Farida mir ohne Unterlass zu, ich solle aus dieser Trägheit aufwachen. Sie findet immer einen guten Grund, mich zu bestärken und mir neuen Mut zu machen. Farida geht von Zeit zu Zeit aus, während ich mich ziellos in der Wohnung herumschleppe, niedergedrückt von Mamas Krankheit und Sorayas Traurigkeit. Wir öffnen das Küchenfenster, um ein wenig Luft hereinzulassen, und wie so oft werfe ich einen Blick auf die Moschee. Der Bau ist abgeschlossen, vielleicht mit Mitteln dieses Bin Laden, über den ich in meiner Prüfungsarbeit geschrieben habe.

Die Moscheen sind zu Hochburgen der Taliban geworden, wo sie ihre Version des Koran lehren. In der Mitte des Hofs sehe ich den Mullah. Er ist umgeben von kleinen Jungen, die unter seinem Befehl unermüdlich rezitieren. Der Mullah hält einen Stock in der Hand, zweifellos um jedes Kind, das einen Fehler macht oder zögert, damit zu schlagen.

Farida beobachtet mit mir zusammen sein Gebaren.

»Sieh doch diesen armen Jungen, er schlägt ihn auf die Hände ...«

Und genau in diesem Moment, vor diesem Fenster und angesichts dieses Schauspiels, begehrte plötzlich die Schülerin in mir auf. Zuerst einmal besuchten nur Jungen diese Koranschule, Mädchen natürlich nicht! Und von einem Mullah können diese Kinder nur eines lernen: die Verse des Koran. Der Religionsunterricht ist wichtig und hat auch immer zu meinem Lehrplan gehört, aber ich bin auch in einer Reihe anderer Fächer unterrichtet worden: Geschichte, Erdkunde, persische Literatur, Mathematik, Naturwissenschaften ... Wer lehrt die Kinder das jetzt? Die Schulen für Jungen existieren noch. Ihr Besuch ist keine Pflicht, aber manche Eltern denken wahrscheinlich, dass ein Minimum an Bildung besser ist als nichts. Aber was für ein Niveau hat diese Schulbildung? So rasch hat die Propaganda der Taliban sie unterwandert! Während ihrer ersten drei Schuljahre müssen die Jungen eine kleine Kappe und einen Baumwollanzug, der aussieht wie eine Art Pyjama, tragen. Von acht oder neun Jahren an ist das Tragen des weißen Turbans, der ihnen viel zu groß ist, Pflicht.

Viele Jungen aus dem Viertel gehen nicht mehr zur Schule, weil ihre Eltern argwöhnen, dass der Lehrplan durch die Taliban ausgewählt und überwacht wird. Für andere, deren Mütter Witwen sind, ist ein Schulbesuch undenkbar. Sie unterstützen sie, indem sie auf der Straße alles Mögliche verkaufen oder betteln. Diese Frauen, die die Taliban ausgrenzen, können nur durch ihre Kinder überleben.

Im Vergleich zu diesen Kindern habe ich wirklich Glück gehabt. Meine Ausbildung ist erst durch die Ankunft der Taliban unterbrochen worden. Mit fünf Jahren,

noch unter der sowjetischen Besatzung, kam ich in die Grundschule. Als ich zwischen neun und zwölf war, herrschte Bürgerkrieg zwischen den Mudschahidin und dem regierenden kommunistischen Regime, der jedoch meine Ausbildung nicht ernstlich beeinträchtigte. Unter der durch den Widerstand eingesetzten islamischen Regierung habe ich dann die Oberstufe absolviert, die Abschlussprüfung abgelegt und mich auf die Aufnahmeprüfung für die journalistische Fakultät vorbereitet.

Jetzt bin ich achtzehn. Seit zwei Jahren lebe ich eingesperrt zwischen diesen Wänden und tue nichts. Dabei könnte ich mich vielleicht nützlich machen, wenn ich mich auf die Seite derer schlage, die ihr Wissen weitergeben. Selbst wenn das meine immer noch ziemlich begrenzt ist.

An diesem Morgen denkt Farida dasselbe wie ich; vielleicht träumt sie schon länger davon.

»Hör zu, Latifa. Für dich und mich ist das Kapitel abgeschlossen; wir werden nicht weiter lernen dürfen. Aber für diese Kinder dort könnte man doch etwas tun! Wenn sie zum Beispiel wenigstens klare Vorstellungen im Kopf hätten, während sie diesem Mullah zuhören.«

»Eine illegale Schule? Wie die von Madame Fuzia?«

Eine unserer alten Lehrerinnen wurde kürzlich von den Taliban mitten im Unterricht auf frischer Tat ertappt. Zuerst haben sie die Kinder geschlagen, dann sind sie auf sie losgegangen. Sie haben die arme Frau so heftig die Treppen ihres Hauses hinuntergestoßen, dass sie sich ein Bein brach. Dann haben sie sie an den Haaren davongezerrt und ins Gefängnis geworfen.

Schließlich haben sie sie gezwungen, eine Erklärung zu unterzeichnen, in der sie versicherte, so etwas nie wieder zu tun und die Dekrete der Taliban zu respektie-

ren. Sie drohten, ihre ganze Familie öffentlich zu steinigen, wenn sie ihren »Irrtum« nicht eingestehen würde.

Wie ich diese Frau bewundere, die uns so vieles beigebracht hat, als ich selbst zur Schule ging! Als sie ihre illegale Schule gründete, wusste Madame Fuzia ganz genau, was sie tat und welche Risiken sie einging. Die Kinder kamen niemals zusammen zum Unterricht, und sie gingen niemals zur gleichen Zeit hinaus. Ihre Bücher ließen sie bei ihr, nichts Illegales – nach den Dekreten der Taliban – gelangte nach draußen.

Madame Fuzia ist bestimmt von einem Nachbarn denunziert worden, oder einem Bettler. Letztere sind immer hinter Informationen her, mit denen sie sich bei den Herren von Kabul einschmeicheln können. Und dabei war Madame Fuzia so vorsichtig! Zu Beginn jeder Unterrichtsstunde schärfte sie den Kindern ein: »Legt eine Koransure vor euch auf den Tisch. Wenn jemand ins Zimmer kommt, sagt ihr, dass wir sie studieren und nur diesen Text lernen!«

Der Anblick der Moschee und dieser kleinen Jungen, die sich beim Rezitieren aus Angst oder vielleicht in Trance vor diesem Mullah vor und zurück wiegen, sie sind der Anstoß, den ich heute Morgen brauche, um aktiv zu werden. Das ist das Schicksal, häufig nehmen Ereignisse auf diese Weise ihren Anfang. Farida schlägt mir vor, an Madame Fuzias Stelle zu treten und ihr Unternehmen fortzuführen. Das Wissen, dass jemand die Fackel weiterträgt, wäre eine kleine Genugtuung für die alte Dame. Am Fenster stehend diskutieren wir beide eifrig, wie wir unsere Schule nach den Prinzipien unserer Vorgängerin aufbauen können.

»Sie muss uns einen Lehrplan geben, uns erklären, was sie bisher unterrichtet hat.«

»Wir dürfen nur Schüler aus den Nachbarhäusern annehmen, Leute aussuchen, die wir gut kennen und die vertrauenswürdig sind.«

»Außerdem sollten wir Freundinnen um Hilfe bitten, Marjam zum Beispiel. Ich bin mir sicher, dass sie nur auf so etwas wartet.«

»Jede von uns unterrichtet in ihrer eigenen Wohnung. Diese räumliche Trennung ist eine zusätzliche Sicherheitsgarantie.«

Jetzt habe ich endlich ein Ziel! Wir schreiben eine kurze Nachricht an Madame Fuzia, die wir ihr heimlich zukommen lassen, denn es ist klüger, weder zu ihr zu gehen noch sie zu bitten, uns aufzusuchen. Außerdem ist die arme Frau seit ihrer Verhaftung behindert und kann nur schwer laufen.

Sehr rasch antwortet sie uns, dass sie gern hilft, und setzt hinzu, dass sie uns nicht nur ihr Unterrichtsprogramm geben, sondern auch ab und zu vorbeikommen wird, um uns zu unterstützen. Angesichts dessen, was ihr widerfahren ist, finden wir ihre Haltung außerordentlich mutig.

Begeistert von diesem ersten Schritt informiere ich meinen Vater und Daud über unseren Plan. Farida spricht mit ihrem Vater und mit Saber. Ohne die Zustimmung unserer Familien wird unser Unternehmen nicht gelingen; schließlich müssen sie einverstanden sein, die Schüler gegen das Gesetz bei sich aufzunehmen.

Alle sind mit uns einig, aber Daud mahnt uns zur Vorsicht.

»Madame Fuzia soll euch ruhig ihre Lehrpläne geben, das ist wunderbar. Aber wenn sie herkommt und damit riskiert, neues Misstrauen zu erwecken, ladet ihr euch

schwere Verantwortung für ihr Leben auf. Wenn die Taliban sie ein zweites Mal erwischen, dann bedeutet das für sie den Tod! Das Ende! Ihr habt kein Recht, ihr das anzutun.«

Unsere Familien lehnen also einmütig Madame Fuzias Angebot ab, uns direkt zu helfen. Trotzdem stellen wir unsere Organisation auf die Beine, sobald sie uns ihre Unterrichtspläne zukommen lässt.

Ich nehme ungefähr zehn Kinder, Farida ebenfalls. Marjam wird fünf Schüler unterrichten. Die Zahlen sind Durchschnitt und variieren täglich. Unsere Schüler sind zwischen fünf und vierzehn Jahre alt, Mädchen und Jungen gemischt. Natürlich gehen auch wir ein Risiko ein, doch das ist begrenzt: Die Kinder brauchen keinen weiten Weg zurückzulegen, manche müssen sich nur im Inneren des Gebäudes bewegen, das aus sechsunddreißig Wohnungen besteht, oder in der unmittelbaren Nachbarschaft. Diese kurzen Wege sind wesentlich für ihre Sicherheit. Eine meiner Cousinen, die in Taimani lebt, einem anderen Viertel von Kabul, hat meinem Vater eine Geschichte erzählt, die uns schrecklich erschüttert hat und beweist, wie berechtigt unsere Vorsicht ist.

Für die kleinen Mädchen von Taimani existierte eine Untergrundschule, die eine halbe Stunde Fußweg entfernt lag, und die Kinder begaben sich in große Gefahr, wenn sie dort hingingen. Eines Tages entdeckte man auf einer Müllkippe die Leichen einiger der Mädchen. Sie waren sieben oder acht Jahre alt gewesen, und man hatte sie verschleppt, vergewaltigt und mit ihren eigenen Kleidern erdrosselt. Während wir unser Projekt organisieren, gehen mir oft die kleinen Mädchen von Taimani durch den Kopf. Zu ihrem Gedenken tue ich mein Möglichstes, um den Kindern aus der Nachbarschaft zu helfen.

Obwohl Mama so schwach ist, schöpft sie neue Energie und unterstützt uns, wo sie nur kann. Ich bemühe mich, sie so weit wie möglich vor dem Lärm zu bewahren, denn die Kinder kommen und gehen zu unterschiedlichen Zeiten. Dieses Hin und Her strengt unsere Mutter an. Aber ich glaube, dass sie unsere Bemühungen umso mehr zu schätzen weiß, weil sie selbst ihren Beruf nicht mehr ausüben kann.

Soraya hat versprochen, abends die Aufgaben der Kinder zu korrigieren. Und Daud ist fleißig dabei, uns die unentbehrlichen Arbeitsmaterialien zu beschaffen: Bleistifte, Hefte. Jede Familie gibt uns eine bestimmte Geldsumme, damit er Schreibwaren kaufen kann; das einzige Problem sind die Bücher. Sie sind immer noch aufzutreiben, aber schrecklich teuer: zwölftausend Afghani für eine einfache Fibel! Angesichts der Inflation, die in unserem Land herrscht, ist das ein enormer Preis. Die Eltern der Schüler werden also entsprechend ihren Mitteln selbst je ein Buch pro Kind kaufen.

Marjam übernimmt die Mathematik, Farida und ich unterrichten Lesen und Geschichte und halten Diktate ab. Eine weitere unserer Freundinnen wird ausschließlich Englischstunden für die älteren Kinder erteilen.

Wenn der Vormittagsunterricht beendet ist, schaue ich aus dem Fenster und nehme die Straße genau in Augenschein. Sehe ich jemanden, den ich nicht kenne oder der mir verdächtig vorkommt, warten die Kinder. Oft essen sie sogar bei uns zu Mittag. Dann lasse ich zuerst die größeren Jungen gehen. Nach einer weiteren Überprüfung brechen die Mädchen gemeinsam auf; der kleine Bruder der einen hat gewartet und begleitet sie. Merkwürdigerweise fühle ich keine Angst. Gelassen tue ich meine Arbeit, und meine Freundinnen ebenso. Die Orga-

nisation hat keine Lecks, die Eltern sind uns bekannt, und die Kinder lernen motiviert und wissen genau, was sie in dieser improvisierten Schule tun. Sie haben gelernt, dass sie das Geheimnis hüten müssen, verstehen, wie wichtig diese Schule für sie in der geistigen Einöde des Taliban-Regimes ist. Wenn sie die Wohnung verlassen, tragen sie nichts bei sich, kein Heft, kein Buch, nicht einmal einen Bleistift. Ich bewahre alles in meinem Zimmer auf. Und genauso kommen sie auch zum Unterricht, mit leeren Händen, einzeln oder in kleinen Gruppchen, als machten sie einfach einen Spaziergang von einem Gebäude zum anderen.

Zwischen neun und zehn Uhr morgens beginne ich zu arbeiten, je nachdem, wie die Kinder eintreffen, und gegen Mittag ist der Unterricht beendet. Mein Zimmer dient als Klassenraum. Ich lehre Religion, Geschichte und Geografie, persische Literatur und zweimal pro Woche Schönschreiben und Diktat.

Fünf Schülerinnen habe ich: Ramika ist vierzehn und trägt als Einzige die Burka; Kereschma und Tabasom sind Zwillinge und sieben Jahre alt; Malika ist sechs und Zakia fünf. Die drei Jungen sind jünger. Chaib ist sieben und Schekeb und Fawad sind ungefähr fünf.

Ich beginne immer auf die gleiche Art, genau wie die Lehrerinnen meiner Kindheit. »Habt ihr eure Aufgaben gemacht? Wer seine Aufgaben nicht erledigt hat, geht auf die Seite! Wir kümmern uns gleich darum.« Und weiter: »Heute werden wir über die wichtige Rolle des Wassers für das menschliche Leben und auf der Welt sprechen. Was meint ihr, wozu dient das Wasser?«

Ich sehe mich selbst wieder in der Schule sitzen und meiner Lehrerin lauschen! Mama hatte mich in der Schule von Makroyan angemeldet, die auf dem Südufer des

Kabul-Flusses liegt. Dort habe ich die gesamte Grundschule absolviert. Morgens um acht brachte mein Vater mich zur Schule, und Schakila holte mich gegen halb zwölf ab.

In meine Klasse ging ein Mädchen namens Wahida. Sie stammte aus Kandahar, der großen Stadt am Rande der Registan-Wüste. Da sie älter als wir übrigen war, hatte die Lehrerin sie zur Klassensprecherin bestimmt, ein Platz, der mir zugestanden hätte, weil ich die besten Noten hatte. Ich fand, dass sie zu sehr die Chefin herauskehrte, und war neidisch auf sie. Als Wahida ankündigte, sie werde nach Hause zurückkehren, erwartete sie wahrscheinlich, dass ich traurig sein würde. Aber das Gegen teil war der Fall. Ich erinnere mich, dass ich zu ihr sagte: »Das ist bestimmt besser für dich.« Ich wurde Klassensprecherin, und mein Stolz war befriedigt. Wenn ich heute daran denke, finde ich, dass ich mich nicht sehr nett verhalten habe.

Bis zur dritten Klasse, mit der bei uns die Grundschule endet, trugen wir unsere traditionelle Kleidung, aber mit dem Beginn der vierten, das heißt dem Eintritt ins Gymnasium, mussten wir eine Schuluniform tragen, die aus einem braunen Rock über einer weißen Tunika bestand. Die Sowjets hatten gerade in Makroyan das moderne Gebäude errichtet, das sie »Gymnasium der Freundschaft« nannten. Sechs Monate später hatten sie nach dem gleichen Muster zwei weitere Schulen gebaut. Inzwischen bestand Schulpflicht, daher ergriffen sie Maßnahmen, um die Familien zu ermutigen, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Sie erhielten eine Beihilfe von eintausendfünfhundert Afghani pro Monat und Schüler, und in den Gymnasien wurden kostenlos blaue Kleider für die Mädchen und graue Hemden für alle verteilt. Die-

ses System bestand nur sechs Monate. Wir nannten es »Emdad«, das heißt die »Disco-Hilfe«, weil für uns die Disco-Mode der Achtziger ein Synonym für den Luxus war, der über die Sowjets zu uns gelangte.

Als die Rote Armee sich 1989 zurückzog, ließen die Sowjets in allen Bereichen eine gewisse Anzahl von »Beratern« zurück, denen wir gleich einen Spitznamen gaben: »Die, die den Konvoi verpasst haben«. Während der Besatzungszeit waren an unserer Schule zahlreiche sowjetische Lehrer tätig, aber 1989 waren nur noch zwei übrig, die »den Transport verpasst hatten«, darunter einer in meiner Klasse. Farad, ein ziemlich selbstbewusster Kamerad, provozierte ihn regelmäßig, indem er ihm Papierkügelchen an den Kopf warf.

»Was hast du hier noch zu suchen? Alle anderen sind schon weg«, verhöhnte er den Lehrer.

Da Farads Vater ein wichtiger Funktionär der neuen Regierungspartei war, wagte niemand, ihn zurechzuweisen. Ich fand ihn ein bisschen schlecht erzogen. Nach einiger Zeit mussten diese beiden Lehrer ebenfalls fort, obwohl ich nicht glaube, dass Farads Papierkügelchen damit zu tun hatten. Aber sein Hass auf die Sowjets war verständlich.

In unserem Viertel hatten im Lauf dieser Jahre viele Kinder ihre Väter verloren. Sie waren im Gefängnis gestorben oder als verschwunden gemeldet. Meine Spielkameraden Fereschte, Jama, Ayal und Babrak gehörten dazu, und vor allem Anahita, die mir schrecklich Leid tat ... Anahita und ich gingen neun Jahre zusammen in dieselbe Klasse, und ich hatte sie sehr gern. Sie war ein schmales Mädchen mit heller Haut und kastanienbraunen Haaren, charmant und fröhlich. Als ich erfuhr, dass sie Halbwaise war, kamen wir uns noch näher. Ihr Vater war

unter den Sowjets verhaftet und ins Gefängnis gesperrt worden, und seitdem hatte sie nie wieder etwas von ihm gehört. Ihre Mutter hatte weder den Grund für die Festnahme erfahren können, noch wo er inhaftiert war. Vielleicht saß er in Pol-i-Tscharchi wie mein Bruder Wahid. Aber im Unterschied zu Tausenden anderen Männern kehrte Anahitas Vater nicht zurück. Ihre einzige Erinnerung an ihn war ein Foto, auf dem sie als kleines Mädchen in den Armen ihres verschollenen Vaters zu sehen war. Ihre Mutter weinte, als sie mir das Bild zeigte, aber eigenartigerweise reagierte Anahita in ihrem Leid ganz anders als sie. Sie führte ein oberflächliches Leben, war verträumt, liebte es, in der Schule bei Theaterstücken mitzuspielen, und sie sang schöne Lieder für uns. Das war ihre Art, weiterzuleben und zu hoffen. »Eines Tages kommt er zurück«, sagte sie oft zu mir.

Verglichen mit ihr hatte ich Glück: Meine Eltern lebten, und dank einer meiner Tanten, die nie müde wurde, mir davon zu erzählen, kannte ich ihre ganze Geschichte. Sie hatten aus Liebe geheiratet, als Mama in der Ausbildung war. Parallel zu ihrer praktischen Ausbildung als Krankenschwester am Masturat-Krankenhaus nahm sie damals an den kostenlosen Kursen teil, die in Kabul von deutschen Ärzten erteilt wurden. Mein Vater war ihr im Krankenhaus begegnet und hatte sich in sie verliebt. Vier Jahre lang bemerkte sie nichts, während mein Vater ihr Gedichte schickte und sich alle Mühe gab, die gleichgültige Schöne mit seinem Charme zu erobern. Ihr war nur sein angenehmer Umgang aufgefallen, und erst eine Kollegin öffnete ihr die Augen.

Mama verliebte sich ebenfalls, aber ihre Umgebung stand der Heirat ablehnend gegenüber, und auch Papas Großmutter widersetzte sich der Verbindung, weil sie

fürchtete, »eine gebildete Frau, die in einem Krankenhaus arbeitete und sie vielleicht nicht genügend respektieren würde«, in die Familie aufzunehmen.

»Wenn sie sich unserer Heirat noch länger in den Weg stellen, dann entführe ich dich eben!«, sagte mein Vater schließlich zu meiner Mutter.

Endlich setzten sich die beiden durch und erlebten eine schöne Verlobungszeit. Mein Vater ging mit seiner Braut ins Kino, spazieren, ins Restaurant. Eine Freundin von Mama, die bei der Polizei arbeitete, bemerkte ihr gegenüber eines Tages: »Alia, du hast dir den richtigen Mann ausgesucht! Der Beweis ist, dass er keine Angst hat, dich ins Restaurant mitzunehmen!« Denn zu dieser Zeit, erklärte mir meine Tante, gingen Männer nur mit leichten Mädchen ins Restaurant ...

Meine Eltern haben 1964 geheiratet, und wir Geschwister sind alle stolz, einer solchen Ehe zu entstammen. So beginnt unsere Familiengeschichte. Sie spiegelt sehr schön die Historie Afghanistans, denn selbst die Kriege und die brudermörderischen Kämpfe zwischen den verschiedenen Stämmen konnten unser Land nicht zerstören. Und Papa ist Paschtune und Mama Tadschikin, ein richtiges Symbol!

Eines Morgens, mitten im Winter 1999, werde ich vom Vater eines Schülers gebeten, in Geschichte eine Unterrichtsreihe über den Krieg gegen die Engländer abzuhalten. Es kommt häufig vor, dass Eltern mir auf diese Weise vorschlagen, bestimmte Themen zu behandeln. Da der Junge noch sehr klein ist, bin ich gezwungen, meine Worte einfach zu wählen.

»Die Engländer wollten unser Land besetzen, aber die Afghanen verabscheuen Eindringlinge. Daher leisteten sie mutig Widerstand, obwohl die Engländer über mo-

derne Waffen verfügten und sie nur mit Knüppeln bewaffnet waren. Sie haben gewonnen, die Engländer sind abgezogen und nie wieder zurückgekommen! Sie hatten nicht die geringste Ahnung von unserer Lebensweise. Ich will dir ein Beispiel geben. Sie hatten beobachtet, dass die Afghanen häufig kleine trockene Kugeln kauten, die sie aus der Tasche zogen und die Erdklumpen ähnelten. Das machte sie sehr neugierig, und sie fragten, wozu das gut sei.«

»Und was war das, Latifa?«

»Auf dem Land pflückt man Maulbeeren, die man trocknet und dann zerkleinert. Aus diesem Pulver stellt man eine stark gezuckerte, essbare Paste her, die lange haltbar ist. Sie heißt Talkhan und gibt den Männern während des Kampfs neue Kraft.

Nach ihrer Niederlage gegen die Afghanen nahmen die Engländer kein Talkhan mit. Sie raubten Gold, Schmuckstücke und zahlreiche antike Gegenstände, die ihre Gier erweckten. Aber sie konnten ihre Beute nicht durch die Berge transportieren, daher haben sie auf dem Rückzug überall ein wenig am Weg versteckt.«

An einem anderen Tag stellt ein Schüler mir folgende Frage: »Mein Vater hat mir erzählt, dass König Habibullah Khan nichts Gutes für unser Land getan hat, im Gegensatz zu Präsident Daud. Er möchte wissen, wie Sie darüber denken ...«

»Wir sprechen morgen darüber.«

Ich bin ein wenig in Verlegenheit, weil in meinem Gedächtnis die Daten und Namen ein wenig durcheinander gehen. Um nichts Falsches zu antworten, bitte ich an diesem Abend vorsichtshalber meine Familie, mir zu erklären, was von dieser historischen Angelegenheit zu halten ist.

»Dein Vater hat Recht«, kann ich dem Schüler am nächsten Morgen, nachdem ich mich vergewissert habe, antworten. »Dieser König war kein guter Diener seines Landes. In seinem Palast hielt er sich dreihundert Frauen nur zu seinem Vergnügen! Sein Sohn Amanullah Khan hat 1919 die Unabhängigkeit ausgerufen und die Engländer von unserem Boden vertrieben, aber Präsident Daud hatte andere Ziele: Er wollte Afghanistan in den Siebzigerjahren zu einem entwickelten Staat machen, modern und unabhängig. Zum Beispiel wollte er uns in die Lage versetzen, selbst Autos zu bauen. Er wollte Fabriken errichten, um unsere Unabhängigkeit zu fördern. Aus diesem Grund wollte er auch nicht mehr König sein, sondern Präsident der Republik. Leider hatte er keine Zeit, seine Ideen zu verwirklichen, weil unser Land dann unter sowjetischen Einfluss geraten ist.«

Als ich selbst zur Schule ging, begann der Geschichtsunterricht mit dem Krieg zwischen Afghanistan und England. Dann kam mit der Herrschaft von Mohammad Zahir Schah und dann mit der Regierung seines Vetters Daud die »moderne« Ära, die meine Eltern noch erlebt haben.

Ich erinnere mich, wie auf dem Gymnasium mein Geschichtslehrer, der uns die anglo-afghanischen Kriege im neunzehnten Jahrhundert erklärte, einen Vergleich ziehen wollte und, mitgerissen von seiner eigenen Begeisterung, einen kuriosen Versprecher beging: »Die Sowjets haben Afghanistan 1878 verlassen, genau wie die Engländer 1989. Ahem ... Nein, umgekehrt ... Kurz gesagt, sie sind auf die gleiche Weise gegangen: Sie haben geschlagen den Rückzug angetreten!«

Besonders deutlich steht mir noch der Winter 1988/89 vor Augen, kurz bevor die Sowjets das Land verließen. In

Kabul herrschte die schlimmste Kälte seit Menschenge-
denken. Die Versorgung war fast vollständig zusammen-
gebrochen. Der Widerstand verfolgte die Taktik, die
Hauptstadt einzuschließen und zu blockieren, und es
fehlte uns an allem. Meine Schwester und ich stellten uns
getrennt vor zwei verschiedenen Bäckereien an, um sechs
kleine Brote zu kaufen. Genauso knapp war das Petro-
leum, denn die Mudschahidin hatten die Strommasten
zerstört, und man bereitete die Mahlzeiten auf Petro-
leumkochern zu oder benutzte Kohle zum Heizen. Die
Schlangen wurden überall immer länger. Wir warteten
einen halben Tag, um ein paar Brocken Essbares zu er-
gattern. Manche Leute stellten sich um drei Uhr nachmit-
tags an und kamen abends um sieben an die Reihe, ande-
re richteten sich um drei Uhr morgens, lange vor Son-
nenaufgang, vor den Läden ein, in der Hoffnung, um
neun Uhr morgens an der Reihe zu sein. Drei Monate
dauerte dieses Elend, und die Leute sind einfach beim
Schlangestehen gestorben. Als es kein Brot gab, aßen die
Wohlhabenderen Gebäck oder Kuchen, und dabei hatten
wir angeblich Revolution! Ich habe Kuchen gegessen, bis
mich davor ekelte ...

Die sowjetischen Flugzeuge landeten nur bei Nacht,
um die Hauptstadt zu verpflegen, und die Zeitungen
sprachen von »dem Tropf, an dem Kabul hängt«. Durch
den Raketenbeschuss, die unendlich langen Schlangen,
die hohen Preise für Reis, Zucker oder Mehl lagen bei
den Einwohnern die Nerven blank. Sie gerieten beim
geringsten Anlass in Aufregung und prügeln sich. Viele
dachten nur noch daran, Kabul zu verlassen. Manche
verheirateten ihre Töchter mit jungen Männern, die im
Westen lebten. So bereiteten sie das Exil für die ganze
Familie vor, denn sie hatten die Absicht, ihnen zu folgen.

Andere versuchten ihren Besitz zu verkaufen, um eine häufig heimliche Reise ins Ausland zu finanzieren. Die ganze künstliche Fröhlichkeit, die in Kabul unter den Sowjets geherrscht hatte, war verschwunden.

Endlich, im Frühjahr 1989, meldete das Radio, die Lager seien wieder gefüllt und es gebe keine Versorgungsprobleme mehr. Merkwürdigerweise erfuhren die Kabuler fast nichts davon, was damals auf dem Land vor sich ging. Im Fernsehen liefen zahllose Unterhaltungssendungen, wie um uns zu hypnotisieren: Konzerte, die Wahl der Miss Afghanistan oder der Miss Kabul, indische Filme ... Die Theater spielten, die Radioprogramme sendeten pausenlos Musik. Ab und zu bekam man schon mit, dass sich auf den Straßen etwas mehr Menschen als sonst bewegten. Aber wir hatten nicht die geringste Ahnung, dass diese Familien während der Kämpfe zwischen dem Widerstand und den Regierungstruppen aus ihren Häusern und Dörfern geflohen waren. Ohne dass wir es richtig bemerkten, wuchs vor unseren Augen die Bevölkerung der Hauptstadt langsam an ... Wir wollten die Wirklichkeit nicht sehen. Sicher, wir wussten von den Mudschahidin, die Widerstandsbewegung war bekannt, aber ich glaube, wir hofften immer noch darauf, dass die Lage sich bessern, die Einheit zu Stande kommen und der Frieden zurückkehren würde ...

Und dann kam Jalalabad. Im Sommer 1991, zwei Jahre nach dem Abzug der sowjetischen Truppen, entfachte der Widerstand eine gewaltige Schlacht, um mit massiver Unterstützung der pakistanischen Armee diese Stadt einzunehmen. Die afghanische Armee und die kommunistische Regierung hatten starke Kräfte mobilisiert. Bei dieser Gelegenheit hielt Nadschibullah seine berühmte Rede auf dem Ariana-Platz. Für die herrschende Macht ging es

darum, Jalalabad gegen die Angriffe des Widerstands zu verteidigen, aber vor allem wollte man sich gegen die pakistanische Einmischung wehren. Frauen wurden eingezogen, um die Sicherheit der Hauptstadt zu gewährleisten. Damals habe ich zum ersten Mal Frauen in Militäruniform gesehen. Überall waren sie, auf den Kreuzungen und den großen Straßen. Sie arbeiteten im Silo von Kabul, das vierundzwanzig Stunden täglich in Betrieb war, um die Brotproduktion sicherzustellen. Frauen wurden Busfahrerinnen. Sie arbeiteten in der Verwaltung und den Banken, traten im Fernsehen als Sängerinnen auf. Die Mädchen von der kommunistischen Jugendorganisation machten an den Schulen die Runde, um Spenden für die Armee zu sammeln. Diese Mobilisierung erreichte sogar die jungen Amateursänger, die ohne Lohn zum Ruhm der Armee auftraten. So kam es, dass man Kopien von Madonna oder Michael Jackson für die afghanischen Soldaten singen sah. Aber ich war mir schon bewusst, dass einige junge Mädchen aus meinem Viertel bekümmert waren, weil ihre Verlobten an die Front gingen.

Kurz vor dem Einrücken der Mudschahidin im Winter 1992 waren wir zu einer Hochzeit ins Hotel Kabul eingeladen, das in der Stadtmitte lag, gegenüber der Zentralbank und nicht weit vom Präsidentenpalast und dem Finanzministerium entfernt. Das Fest begann gegen sechzehn Uhr. Mädchen und junge Männer trugen westliche Kleidung und tanzten. Wir hatten zu Abend gegessen und warteten jetzt auf die religiöse Zeremonie. Plötzlich platzte ein Soldat in den Saal und verlangte mit dem Vater des Bräutigams zu sprechen. Der Offizier teilte ihm mit, die Einheiten der Mudschahidin seien in die Hauptstadt eingedrungen und man müsse die Ehezeremonie sofort vollziehen. Die meisten Frauen trugen ausgeschnit-

tene Kleider, und ihre Männer beeilten sich, ihnen ihre Jacketts über die Schultern zu legen, bevor sie rasch aufbrachen.

Fünf Minuten später war alles vorbei, und der große Bruder des jungen Ehemanns fuhr uns, meine Schwestern und mich, so schnell wie möglich nach Hause. Unsere Eltern waren sehr erstaunt, uns so früh wieder zu sehen, denn normalerweise findet die Vermählung nicht vor Mitternacht statt!

Schakila wollte wissen, ob das Radio etwas gemeldet habe, aber es hatte keine Sondermeldung gegeben. Am nächsten Morgen wirkte alles wie immer, und jeder ging seiner Beschäftigung nach.

Gegen elf Uhr holte Schakila mich aus der Schule. Der Lehrerin, die zu wissen verlangte, warum sie mich mitnehmen wolle, antwortete sie nur, ich müsse nach Hause.

Unterwegs erklärte sie mir den Grund.

»Es gibt vielleicht Krieg in Kabul, und ich muss die ganze Familie benachrichtigen. Ich rufe Papa im Laden an.«

Ich hörte, wie sie ihn bat, Vorräte zu besorgen und so schnell wie möglich heimzukommen. Dann rief sie am Flughafen an und sagte auch Soraya, sie solle zurückkommen. Schakila benahm sich eigenartig. Sie bemühte sich, einen kühlen Kopf zu bewahren, aber alle fünf Minuten ging sie ans Fenster, um zu sehen, ob unsere

Eltern kamen. Eineinhalb Stunden später war die ganze Familie versammelt.

»Warum diese Hast?«, fragte Papa.

»Ich bin auf dem normalen Weg zur Redaktion gefahren, aber ich habe beobachtet, dass die Geschäfte geschlossen waren und die Leute Barrikaden aus Sandsä-

cken bauten. Ich habe Bewaffnete gesehen, die einen Turban trugen, und dabei hat doch niemand außer dem Militär das Recht, in der Stadt Waffen zu tragen. Dann winkte mir ein Soldat, ich solle anhalten. Ich habe ihm meinen Presseausweis gezeigt und erklärt, dass ich ins Büro fuhr. Aber er hat mir befohlen umzukehren. ›Die Männer von Gulbuddin Hekmatjar sind da!‹, sagte er zu mir. Ich fragte ihn, wer denn dieser Hekmatjar sei, aber in diesem Moment brüllte ein Mann in traditioneller Tracht, mit Bart und Turban: ›Wir sind die Hisbi-Islami von Hekmatjar!‹

Und plötzlich war der Wagen von Männern mit Turbans umstellt; ich rief dem Taxifahrer zu, er solle sofort umkehren. Der Chauffeur setzte gerade zurück, als der Soldat, der mich angehalten hatte, mir noch ein Zeichen gab. Er wollte, dass ich zwei junge Mädchen mitnahm. Die beiden haben mir dann erzählt, dass die Bärtigen sie geschlagen und gedemütigt hätten, weil sie Röcke und Nylonstrumpfhosen trugen. Die Männer rissen ihnen die Strumpfhosen herunter und banden sie ihnen um den Hals, dann spuckten sie ihnen ins Gesicht und beschimpften sie als Kommunistinnen. Nachdem wir die Brücke überquert und unser Viertel wieder erreicht hatten, war alles ruhig. Man konnte sich gar nicht vorstellen, dass es wenige hundert Meter entfernt ganz anders aussah.«

An diesem Abend aßen wir gegen halb acht, und kurz darauf brachen die Kämpfe aus. Schakila lief schnell in die sechste Etage zu Saber hinauf, um in Augenschein zu nehmen, wo die Auseinandersetzungen stattfanden. Saber besaß ein Fernglas, obwohl dessen Besitz zu dieser Zeit verboten war. Er war nämlich in Victoria verliebt, ein Mädchen, das im Haus gegenüber wohnte, und er hatte dieses Fernglas wer weiß wo aufgetrieben, um vom Bal-

kon aus seine Angebetete zu beobachten. Seine Mutter, die im Präsidentenpalast putzte, hatte Schakila bestätigt, dass während des Tages bärtige Männer mit Turbanen alle Frauen weggeschickt hätten.

Also befanden sich Hekmatjars Männer bereits im Präsidentenpalast! Schakila konnte die Lichter der Kämpfe in der Gegend von Pol-i-Mahmud Khan erkennen, gegenüber dem Präsidentenpalast, und auch beim Krankenhaus und im Scheschdarak-Viertel, in der Nähe der Fernsehanstalt.

»Da! Seht ihr, ich habe Recht gehabt!«, wiederholte Schakila, die immer noch nervös war, ein ums andere Mal.

Soraya und ich türmten Kissen vor unserem Zimmerfenster auf, und ich dachte daran, was die Mädchen in der Schule in letzter Zeit erzählt hatten. »Wenn die Extremisten nach Kabul kommen, dürfen wir uns nicht mehr schminken und keine westliche Kleidung mehr tragen. Ihr werdet sehen, sie werden uns sogar unsere Fahrräder verbieten!« Ein paar Minuten später waren die Explosio-nen so nahe gekommen, dass die Bewohner der oberen Etagen, die durch die Raketeinschläge am stärksten gefährdet waren, sich in den Keller flüchteten.

Die Kämpfe setzten sich länger als zwei Tage fort, ohne dass die Regierung die Bevölkerung irgendwie informiert hätte. Endlich, am dritten Tag, berichtete Radio Kabul, die Männer von Hekmatjars Partei seien aus der Stadt verjagt und ihr Invasionsversuch vereitelt worden.

Im März 1992 wurde die Gründung des Islamischen Staates Afghanistan erklärt. Von jetzt an würde in Kabul die neue, aus der Widerstandsbewegung des Kommandanten Massud hervorgegangene Regierung herrschen. Ich höre noch die Worte der Erklärung: »Vom kommen-

den Samstag an müssen alle Bürger, insbesondere die Frauen, an ihre Arbeit zurückkehren. Die Mädchenschulen werden wieder geöffnet, ebenso wie die Einrichtungen für Jungen.«

Meine Schulkameradinnen und ich waren sehr erleichtert. Hekmatjar hatte uns solche Angst eingejagt, dass wir – die Mädchen, die sich die Freiheit wünschten, zu lernen und folglich auch zu arbeiten – nur eine »Politik« kamen, nämlich diesen Fanatiker so weit wie möglich zu verjagen, in den Norden oder bis nach Pakistan!

Eine Woche später sendete das Fernsehen eine Reportage über die Verbrechen der Kommunisten. Darin zeigte man Massenhinrichtungen von Gefangenen in Pol-i-Tscharchi, Hunderte von verstreuten Schuhen, Massengräber ... Als die Kommunisten an der Macht waren, hatten sie Tausende von Menschen, denen sie Antikommunismus vorwarfen, verhaftet, hingerichtet und in Massengräbern verscharrt. Gerüchte gingen um, afghanische politische Gefangene seien nach Sibirien verschleppt worden. Einige Monate später kam meine Freundin Anahita überglücklich und voller Hoffnung zu mir. Sie wollte sich verabschieden, denn sie fuhr mit ihrer Mutter in die Sowjetunion, um ihren Vater zu suchen. Um die Reisekosten aufzubringen, hatten sie ihr Haus verkauft. Ich war traurig, schrecklich traurig. Meiner Meinung nach machten sie sich auf die Suche nach einem Gespenst ...

Die Stimmung in Kabul war inzwischen bizarr: Einerseits konnten wir uns weiterhin frei bewegen, studieren und arbeiten, aber andererseits litten wir täglich unter den Folgen des Kriegs, den Hekmatjar und seine Männer gegen uns führten.

Im Jahr 1993 hatten die Kämpfe noch an Grausamkeit und Heftigkeit zugenommen. Im Winter findet in Afgha-

nistan kein Unterricht statt, weil es zu kalt ist, und in den Schulen wurden Flüchtlingsfamilien einquartiert. Die Viertel im Süden, im Westen und das Stadtzentrum der Hauptstadt waren stark betroffen. Die Einwohner flüchteten in die nördlich gelegenen Viertel, manche flohen nach Jalalabad oder sogar nach Pakistan. Wir erlebten eine richtige Schlacht zwischen den Völkern. Die Paschtunen töteten die Hezara, die Hezara brachten die Tadschiken um ... Den größten Anteil an diesem Gemetzel trug jedoch Gulbuddin Hekmatjar, der, wie jeder wusste, eine Marionette des pakistanischen Geheimdienstes war.

Um Schrecken in der Stadt zu säen, vergifteten damals Jugendliche die Nahrungsmittel, indem sie eine toxische Substanz in Gemüse und Früchte injizierten. Wer sie aß, wurde krank, und eine Reihe von Menschen starben sogar. Die Einwohner von Kabul lebten in Angst und Schrecken, sie wagten nicht mehr, den fliegenden Händlern frische Ware abzukaufen. Nach einigen Wochen wurde eine dieser Banden festgesetzt und im Fernsehen gezeigt, und wir brauchten keine Angst mehr zu haben.

Die Raketen schlugen überall ein. An manchen Tagen zählte man dreihundert, die Zahl stieg sogar bis auf tausend pro Tag. Die Krankenhäuser waren mit Verwundeten überfüllt. Medikamente fehlten, die Ärzte arbeiteten Tag und Nacht.

Im Januar 1994 eröffneten die Truppen Gulbuddin Hekmatjars, zu denen sich die Männer von General Dostam und von Mazari, dem Anführer der Hezara, geschlagen hatten, einen blutigen Feldzug.

Am ersten Januar um vier Uhr morgens begann das Bombardement, das ohne Unterbrechung eine Woche lang dauerte. Wir verbrachten diese Tage zusammen mit den Nachbarn im Keller. In der ganzen Stadt gab es we-

der fließendes Wasser noch elektrischen Strom. Dann einigten sich die Kämpfer auf eine Art Waffenstillstand, damit die ausländischen Diplomaten die Stadt verlassen konnten. Auch wir nutzten die Kampfpause, um in das nördliche Viertel der Hauptstadt zu flüchten. Unterwegs trafen wir auf Tausende von Menschen, ganze Familien, die wohl auch ihre Wohnungen verlassen hatten. Diese Schlacht dauerte mehr als sieben Monate, und in dieser Zeit brannte ein großer Teil Kabuls ab oder wurde zerstört. Die Universität, eine der größten in der Region, ging in Flammen auf. Die Universitätsbibliothek, die zweitgrößte Asiens, war ausgeraubt und niedergebrannt, das Nationalmuseum geplündert und zerstört. Und wir lebten trotzdem weiter, ich ging zur Schule, und an einem Tag, an dem dreihundert Raketen auf Kabul fielen, heiratete meine Schwester Schakila.

Dieses Leben im Krieg hatte uns gleichgültig gegenüber der Tragödie unseres Landes werden lassen. So abgestumpft waren wir, dass wir die letzte Bedrohung, die uns noch erwartete, nicht kommen sahen. Eine geheime Bewegung von Religionsstudenten war auf den Plan getreten, eine neue bewaffnete Miliz, die sich die Kämpfe der Kommandanten rund um Kabul zu Nutze machte und im Südosten ein Drittel des Landes unter ihre Kontrolle brachte.

Uns blieben nur etwas mehr als zwei Jahre, um in einer ständig belagerten Stadt diese seltsame Freiheit zu genießen. Damals war ich genau vierzehn, so alt wie Ramika, die die Burka ablegt, sobald sie in mein Zimmer tritt, sich brav auf die Erde setzt und den Worten des berühmten Dichters Hafis lauscht.

Die Welt war mir ein Haus,
in dem ich allenthalben Wissen suchte.

Ich liebte es, unter fremden Himmeln zu
vagabundieren,
mich jeder Nuance des Denkens zu bemächtigen,
von unterschiedlichen Früchten zu kosten,
die meiner Philosophie Nahrung schenkten.

Ich werde Ramika das Gedicht diktieren, und später
wird sie es mir aufsagen.

Sie hat das Alter, das den Taliban erlaubt, das monstrose Dekret anzuwenden, das sie bei ihrem Einmarsch verkündet hatten: »Alle jungen Mädchen müssen verheiratet werden.« Vor einigen Monaten klopfe in einem Nachbarhaus eine Frau an eine Wohnungstür. Sie war eine dieser Schlepperinnen, die für die Taliban junge Afghaninnen zum Heiraten suchen. Die Mutter, die allein mit ihren drei Töchtern war, öffnete ihr die Tür, und sofort drängten sich die Männer hinter ihr durch. Sie schlungen die Mutter, bis sie das Bewusstsein verlor, und entführten die drei Mädchen. Vor den Nachbarn behauptete die Kupplerin, sie seien schon mit ihren Söhnen verheiratet und sie hätte das Recht, »ihre« Schwiegertöchter zu sich zu holen.

Seit dieser Geschichte öffnen mein Vater oder Daud Unbekannten die Tür. Eine meiner Cousinen ist in diese teuflische Falle geraten. Ein Talib begehrte sie und wollte sie unbedingt zur Frau haben. Er hat die Familie derart bedrängt, dass sie sich gezwungen sah, einen anderen Jungen zu heiraten, der viel jünger war als sie, obwohl sie sich bis zu diesem Zeitpunkt geweigert hatte zu heiraten.

Unzählige Geschichten von dieser Art gehen um, manche entsetzlich, andere einfach beklagenswert. Sie zerstören das Leben von Mädchen in Ramikas oder meinem

Alter! Heute Abend werde ich um das Unmögliche beten, darum, dass wir Frauen unsere Freiheit zurückerhalten. Und in Zukunft werde ich Ramikas Burka auf der Straße noch wachsamer nachsehen.

Ich habe mich verändert. Jetzt bin ich erwachsen.

6

Die Papierdrachenjagd

Seit der Eröffnung unserer illegalen Schule sorgt sich unser Vater sehr um uns. Er spricht nicht darüber, weil er sieht, dass sie Soraya, Daud und mir Ablenkung schenkt. Sogar Mama ist wieder etwas lebhafter. Aber er stellt oft traurige Vergleiche an:

»Ach, als ihr noch zur Schule gegangen seid! Als ich euch zum Englischkurs brachte! Jetzt muss ich zusehen, wie ihr heimlich wie Diebe euren Unterricht gebt, für Kinder, die niemals erleben werden, was ihr kennen gelernt habt. Ihr hattet ja wahrlich keine leichte Kindheit, aber sie ...«

Unser armer Vater sieht aus, als trage er die Last der ganzen Welt auf den Schultern.

Durch den täglichen Besuch unserer Schüler ist die Wohnung zu neuem Leben erwacht. Am Anfang wollten wir meine Mutter so wenig wie möglich stören, jetzt hilft sie uns, wo sie kann. Sie kocht mittags für die Kinder und freut sich, ihnen beim Essen zuzusehen. Wenn sie sich verabschieden, ermuntert sie die Kleinen: »Das ist gut so! Das ist ein Mittel, den Kampf fortzusetzen.«

Durch diese Veränderung im Haus kommen uns auch wieder Nachbarinnen besuchen, deren Kinder bei uns lernen. In den ersten Monaten nach dem Einmarsch der Taliban kamen sie oft als Patientinnen zu unserer Mutter. Dann bekamen sie Angst, und die Besuche wurden seltener. Später gab es keine Medikamente mehr, um sie zu behandeln, also kamen sie gar nicht mehr. Jetzt kann Mama sie wieder gefahrlos empfangen: Die Frauen können unsere Schule nicht denunzieren, weil sie damit auch ihre eigenen Kinder verraten würden, die ohnehin schon sehr bedroht sind! Die Mädchen vor allem, aber die Jungen auch. Es gibt ein entsetzliches Gerücht in der Stadt. Man sagt, dass kleine Jungen verschwunden seien, einige habe man verstümmelt oder tot wiedergefunden. Die Taliban sollen sie für ihren Organhandel missbrauchen.

»Man sagt ...« Es gibt so viel »Man sagt ...« in Kabul. Wenn wir wenigstens eine einzige unabhängige Zeitung hätten, wie früher, als Schakila noch hier arbeitete. Sie hätte bestimmt Nachforschungen angestellt. Aber ich träume: Die Stadt ist eingemauert, eine Zitadelle der Stille, in der nur geflüstert wird und unüberprüfbare Informationen die Runde machen.

Ehe die Taliban kamen, machte ich ein Praktikum in Schakilas Redaktion und beschloss mit einigen Freunden, selbst eine Zeitung von und für uns Jugendliche herauszubringen.

Damals gab es keine Presse speziell für uns, und wir wollten diesen Mangel beheben. Wir nannten unsere Zeitung *Fadschr*, was »Morgengrauen« heißt. Auf die letzte Seite hatten wir einen Umschlag geklebt, um die Vorschläge der Leser zu sammeln, so dass wir in der nächsten Nummer auf die Themen eingehen konnten, die sie besonders interessierten. Wir übernahmen Artikel aus

iranischen Zeitschriften über Frauenprobleme, Informationen über die Universitäten und Ratschläge für die Berufswahl. Die leichteren Rubriken waren Mode, Schminken und Musik. Wir besprachen die neuesten Bücher und aktuelle CDs. Dazu machte ich Fotokopien von Postkarten mit indischen oder amerikanischen Filmstars und gab Geschichten aus ihrem Leben wieder. Meine Schwestern, vor allem Schakila, halfen mir, die Seiten mit Politik und allgemeinen Informationen zu gestalten.

Ich war gerade dabei, die letzte Nummer des Jahres 1996 zu vollenden, als die Taliban einmarschierten. Dann fehlte mir der Mut, sie fertig zu stellen. Farida und Daud kümmerten sich darum. Mein Bruder wollte mich zwingen, weiter daran zu glauben. Er wollte, dass ich weitermache, aber ich hatte einfach keine Lust mehr, und so gaben wir auf.

Wie erfährt man Neuigkeiten, wenn die Presse censiert wird? Wir sind ganz und gar von der Welt abgeschlossen. Abgesehen von den wenigen Briefen, die Daud von seinen Freunden im deutschen, englischen oder holländischen Exil erhält, den spärlichen Nachrichten von Wahid aus Russland und dem Rundfunk, den wir abends heimlich hören, gibt es nichts. Diese Leere ist grauenvoll. Daud behauptet, Kabul existiere für die Welt gar nicht mehr.

Wenn ich mit Daud und Soraya darüber diskutiere, welche Meinung die Bewohner anderer Länder von uns haben mögen, erweist er sich stets als der größte Pessimist: »Du glaubst, das berührt sie? Ich denke nicht. Sie wissen gar nicht, wo Afghanistan überhaupt liegt. Ich bin sicher, dass sie einfach nicht glauben würden, was hier mit uns geschieht. Sie haben nichts damit zu tun. Nicht mal die Afghanen im Ausland kümmern sich darum!«

Zwei Mal hatten wir das Glück, durch einen Freund von Daud, der bei der Air Ariana arbeitet, Zeitschriften aus den Vereinigten Arabischen Emiraten zu bekommen. Die Fluggesellschaft arbeitet immer noch, natürlich ohne Frauen. Sie fliegt nur nach Islamabad, Dubai oder Djedda in Saudi-Arabien. Zwei Zeitschriften in drei Jahren, das ist ziemlich spärlich als Informationsquelle!

Farida weckt unsere Lebensgeister mit ihrer Begabung, Fragen zu stellen und sie selbst zu beantworten: »Und wenn wir die Zeitung fortführen? Hast du keine Lust? Ich schon! Wir müssen nur anfangen!«

Sie schlägt vor, in der Stadt herumzulaufen, unsichtbare Reporter unter der Burka, und Informationen für die nächste Ausgabe der Zeitung zu sammeln. Um uns zu helfen, wird sich Daud um das nötige Papier und die Stifte kümmern. Er wird auch die Ausführung übernehmen, weil er eine sehr schöne Handschrift hat.

Schakila fehlt uns. Wir alle hier vermissen ihre Autorität und ihr Lächeln, seit sie verheiratet ist. Früher kontrollierte sie unsere Schulaufgaben und war immer voll Aufmerksamkeit für Soraya und mich. Da sie die Musik und das Kino liebte, sah sich unser Vater auf ihr Drängen hin mit uns Filme an. Schakila war immer wissbegierig und eine hervorragende Schülerin. Mit elf Jahren erhielt sie die beste Russischnote in ihrer Klasse, dafür wurde sie mit einer Reise in die UdSSR belohnt und mit Wahids wildem Zorn, der sich weigerte, sie fahren zu lassen. Aber sie setzte sich durch.

Meine Schwester begann bei einer unabhängigen Zeitung zu arbeiten, während sie noch an der Universität studierte. Heute denke ich an die wunderbare Zeit des Praktikums bei ihrer Zeitung zurück. Ich war dreizehn Jahre alt und ging trotz des Raketenhagels, der die Zer-

störung Kabuls ankündigte, mit ihr in die Redaktion. 1994 fingen wir gerade an, die Vielschichtigkeit der Auseinandersetzungen zwischen den Widerstandsgruppen zu erfassen. So war beispielsweise am 1. Januar ein Staatsstreich gescheitert, als die usbekischen Milizen von General Dostam und die Ultra-Fundamentalisten von Hekmatjar versuchten, den tadschikischen Präsidenten Rabbani zu stürzen, der von den Truppen von Kommandant Ahmed Schah Massud unterstützt wurde. Die Journalisten tauften diese Episode »die fünfte Schlacht um Kabul«. Eine Million Menschen waren auf den Straßen und flüchteten vor den Kämpfen hinaus aufs Land ... Der Staatsstreich scheiterte, Massud gelang es im Juni, die Fundamentalisten aus der Stadt zu vertreiben, aber Schakila sagte, wir würden niemals Frieden haben.

»Pakistan will keine starke Macht einer dauerhaften Allianz der Mudschahidin. Wir sollen uneinig und gespalten bleiben. Solange unser Land von den Stammeskämpfen in Aufruhr gehalten wird, können die Pakistaner in Ruhe ihre aggressive Politik gegen Indien fortsetzen und von der Unterstützung der Vereinigten Staaten profitieren. Die amerikanische Asienpolitik ist ein entsetzlicher Fehler.«

Als wir eines Morgens zur Redaktion kamen, empfingen uns eine traurige Nachricht. Der afghanische BBC-Korrespondent Mirweis Dschalil war von den Handlangern Hekmatjars ermordet worden. Am Nachmittag gingen wir ins Krankenhaus, um seinen Körper zu sehen. Darauf las man die Spuren der Verbissenheit seiner Folterknechte. Ein ausländischer Journalist, der ihn begleitet hatte, enthüllte den Grund für dieses Verbrechen. Dschalil hatte pakistanische und arabische Kämpfer gefilmt, die an der Seite Hekmatjars kämpften. Seine Mörder wollten

also anderen Journalisten Angst machen und die Beweise für das Engagement ausländischer Söldner unter den afghanischen Extremisten vernichten.

Jeden Abend erzählte uns Schakila die Geschichten, die sie bei der Arbeit oder an der Universität erfuhr und in einem Heft festhielt. Ich hörte ihr voll Anteilnahme zu und verwandte einige dieser Erzählungen für unsere eigene Zeitung. So erinnere ich mich ganz genau an den »Fall« von Frau Zarmina. Er war sehr aufschlussreich für die teuflischen Winkelzüge der kommunistischen Verwaltung.

Frau Zarmina war Putzfrau in der Abteilung für Öffentliche Transportmittel der Stadt Kabul. Sie war Analphabetin, eine fleißige Frau, die an ihrer Arbeitsstelle in die Kommunistische Partei eingetreten war – wahrscheinlich musste man das, um in der Verwaltung sauber zu machen. Als sie Parteimitglied wurde, musste sie schwören, ihre Vorgesetzten niemals zu belügen und die Partei nie zu verraten.

Während Frau Zarmina eines Tages in einem Büro sauber machte, hörte sie den Direktor der Abteilung, seinen Stellvertreter und einige andere Funktionäre miteinander reden. Sie verstand, dass die Männer über den illegalen Weiterverkauf von Busersatzteilen sprachen. Der Direktor verlangte von seinem Stellvertreter, die staatlichen Autobusse sollten öfter als nötig ausgemustert werden, damit man sie auf den Schrottplatz bringen könne.

»Dann verkaufen wir die Motoren und die Einzelteile. Das Geld teilen wir auf.«

Da Frau Zarmina versprochen hatte, die Partei niemals zu belügen, berichtete sie ihrem Parteisekretär, was sie in der Transportabteilung gehört hatte. Bei diesem Gespräch war auch Farid Mazdak anwesend, Mitglied des Politbü-

ros und Stellvertretender Vorsitzender der machthabenden Watan-Partei. Die unglückliche Frau Zarmina wusste natürlich nicht, dass sie es mit einer organisierten Mafia zu tun hatte. Farid Mazdak verlieh ihr sofort eine Verdienstmedaille und dankte ihr.

An diesem Abend kam Frau Zarmina nicht wie üblich nach Hause. Als sie am nächsten Tag noch immer nicht zurückgekehrt war, machte sich ihr Mann Sorgen und ging sie suchen. Niemand wusste, wo sie geblieben war. Nach einer Woche kam der Mann mit seinen Kindern zur Transportabteilung und bestand darauf, seine Frau zu sehen. Inzwischen hatte er die ganze Geschichte erfahren und ahnte, dass sie irgendwo in dem Gebäude sein musste.

Tatsächlich hielt der Direktor sie seit einer Woche in seinen Räumen gefangen ... Er empfing den Ehemann in seinem Büro, schloss die Tür ab und zwang ihn, der Vergewaltigung seiner Frau zuzusehen. Dann erklärte er dem armen Mann, er müsse sich nur scheiden lassen, wenn er nicht zufrieden sei, und versuchte ihn zur Unterschrift unter einen Scheidungsantrag zu zwingen. Der Ehemann war völlig bestürzt und wusste nicht, was er tun sollte. Als er zögerte, ließ der Direktor Frau Zarmina vor den Augen ihrer Kinder den Kopf kahl rasieren ... Der Mann weigerte sich immer noch. Voller Wut über diesen Widerstand ließ der Direktor die Kinder direkt vor dem Gebäude in den Kabul-Fluss werfen. Frau Zarmina riss sich von ihren Peinigern los, sprang ins Wasser und rettete ihren Sohn. Inzwischen trug der Strom ihre Tochter für immer mit sich davon.

Wahnsinnig vor Schmerz kehrte die Frau nach Hause zurück. Ihr Mann verstieß sie. Sie gab jedoch nicht auf, sondern ging ins Transportministerium, um dort Klage zu

erheben. General Khalil, der ebenfalls an dem Schwarzhandel beteiligt war, befahl seiner Leibgarde, sie zu verprügeln und hinauszutragen.

Die Tragödie von Frau Zarmina dauerte mehr als zwei Jahre. Alle hielten sie für verrückt, niemand glaubte ihre Geschichte.

Schakila veröffentlichte die Geschichte in ihrer Zeitung, die trotz der Drohungen der Watan-Partei glücklicherweise unabhängig blieb. Durch diesen Artikel erfuhr Frau Zarmina zum ersten Mal Gerechtigkeit. Als die Widerstandskräfte 1992 die Hauptstadt besetzten, trug die arme Frau ihren Fall auch den neuen Herren von Kabul vor. Endlich wurden ihre Peiniger ins Gefängnis geworfen. Als 1996 die Taliban die Macht an sich rissen, durfte Frau Zarmina wie alle Frauen nicht mehr arbeiten und musste nach Pakistan fliehen. Nach den letzten Nachrichten, die Schakila von ihr bekommen hat, soll sie mit ihrem Sohn im Flüchtlingslager Nasser Bagh überlebt haben, einige Kilometer von der Stadt Peschawar entfernt.

Berichte über Vergewaltigungen waren sehr häufig in den Zeitungen jener Zeit, sie sind es auch heute noch – allerdings nicht mehr in den Zeitungen. Zur Zeit der kommunistischen Herrschaft schrieb eine Journalistin bei der Wochenzeitschrift Saba'won einen Artikel zu diesem Thema, wobei sie aus Vorsicht die Namen änderte, weil einflussreiche Parteimitglieder in die Affäre verwickelt waren.

Parwin war ein junges Mädchen, das im Erziehungsministerium arbeitete. Die Vergewaltiger, Kollegen aus ihrem Ministerium, luden sie zu einem Abendessen ein. Als Parwin ankam, bemerkte sie, dass sie die einzige Frau war. Aber es war zu spät, um allein wegzufahren. Man gab ihr Alkohol zu trinken. Es waren viele Männer

bei dieser gut geplanten Zusammenkunft. Sogar der Fahrer war an der Vergewaltigung beteiligt. Spät in der Nacht brachte der Hauswächter die Bewusstlose ins Krankenhaus. Die Journalistin war zufällig im Krankenhaus. Parwin konnte ihr gerade noch alles erzählen, ehe sie starb.

Auch eine andere Geschichte werde ich niemals vergessen: In der Redaktion hieß es, ein Monsterkind sei in Kabul zur Welt gekommen und habe nur acht Stunden gelebt. Seine Mutter stammte aus dem Bezirk Salang im Norden der Stadt. Das Kind hatte ein entsetzliches Gesicht: ein einziges Auge in der Mitte der Stirn, ein Ohr mitten auf dem Kopf, den Mund auf der linken Wange. Es hatte weder Beine noch Arme. Einige Ärzte erklärten die Missbildungen mit den Auswirkungen der Kriegsängste der Mutter während der Schwangerschaft! Nach Laboruntersuchungen gaben sie schließlich zu, dass Mutter und Kind giftigen Stoffen ausgesetzt gewesen waren. Die sowjetischen Truppen hatten im Salang-Tal zum ersten Mal Scud-Raketen mit chemischen Kampfstoffen abgeschossen.

Das alles geschah zu einer Zeit, als wir trotz des Bürgerkrieges noch nicht auf eine einzige Informationsquelle angewiesen waren, das Fernsehen funktionierte und die Zeitungen erschienen, kurz, als noch ein Leben möglich war. Die Hauptinformation von Radio Scharia betrifft in letzter Zeit immer die Frauen: Das Neueste ist das Verbot, auf der Straße zu reden, weil der Klang weiblicher Stimmen die Händler auf dem Basar »provozieren« könnte. Uns bleibt nur das »Radio der Straße«, das flüsternd von denen verbreitet wird, die noch frei kommen und gehen können, den Männern. Im Strom des »Man sagt« in Kabul spricht man auch wieder von dem saudi-

schen Freund der Taliban, Bin Laden, und von seiner Hochzeit. Mullah Omar, der Anführer der Taliban, hat ihm eine seiner vielen Töchter zur Frau gegeben. Man erzählt sich, diese Heirat sei so prunkvoll und lasterhaft gewesen, dass man den Eindruck gewinnt, die Dekrete der Taliban seien nicht auf sie selbst anzuwenden.

Ganz ohne Prunk lebt meine frühere Klassenkameradin Hafiseh, die uns besucht und anbietet, uns Bücher für fünf Afghani pro Stück zu leihen. Ihre Mutter bäckt für ein paar Münzen Brot, wie viele arme Frauen. Sie tun uns so Leid, dass Daud beschließt, ein Buch pro Woche zu leihen, auch wenn wir es nicht unbedingt lesen werden.

Mein jüngerer Bruder ist ein sanfter, stiller Mensch. Das Gegenteil von Wahid. Daud spricht nicht viel, ist aber stets bereit zu helfen. Er hat im Juli 1998 geheiratet. Unter normalen Umständen ist eine Hochzeit ein riesiges Fest. Seine aber hinterlässt bei uns nur trübe, bittere Erinnerungen. Ich habe das Gefühl, als sei gar nichts geschehen, als habe er nicht wirklich geheiratet. Dabei wohnt seine Frau Marie jetzt bei uns, wie es der Sitte entspricht.

Daud wollte sehr gerne heiraten. Eines Tages erzählte ihm ein Freund von Marie, einer Freundin seiner Frau, ein junges Mädchen aus guter Familie, die er sehr passend fand. Er lud Daud zu sich ein, und da Marie im Nachbarhaus wohnte, konnte mein Bruder sie im Garten ihrer Eltern sehen. Er konnte sie aber nicht kennen lernen, wie es vor den Taliban bei jungen Leuten üblich war. Darüber war Daud sehr unglücklich, aber er war schon neunundzwanzig und wollte nicht länger warten.

Meine Eltern hielten also um Maries Hand an, wie es sich gehört – in Afghanistan vermitteln immer die Eltern die Heirat. Meine Großmutter sagte immer, die Liebe

komme erst nach der Nekah, der religiösen Zeremonie. Aufgrund der Situation in Kabul gab es keine Verlobung, und wir waren traurig, dass sich die künftigen Eheleute nicht sehen konnten. Kein Fest, keine Musik, keine Geschenke, keine schönen Kleider.

Unsere Mutter erzählte uns oft, dass sie zu ihrer Hochzeit ein prächtiges grünes Kleid trug, das der königliche Hofschnieder Azar genäht hatte. Am Hochzeitsabend trug sie dann ein langes weißes Kleid aus Paris, das ihr die Frau des Geheimdienstchefs geliehen hatte. Das Grün, Farbe der Hoffnung und des Islam, ist die traditionelle Farbe für die religiöse Zeremonie. Abends trug man eher westliche Mode, und das Weiß haben wir aus Europa übernommen.

Während des Eheschwurs wechseln die Brautleute die Ringe, und eine alte, angesehene Frau aus der Familie streicht ihnen Henna auf die Handflächen. Danach schaut das Paar in einen besonderen Spiegel, den es dann mit in sein Schlafzimmer nimmt. Die Jungvermählten lesen einen Vers aus dem Koran und trinken miteinander ein Getränk mit viel Zucker, damit ihre Verbindung ein Leben lang voller Süße bleibt. Am Ende der Zeremonie wird ein Lamm geschlachtet, und wenn das Blut die Schuhe der Braut bespritzt, heißt das, dass sie immer treu bleiben wird.

Nichts davon für Daud und Marie. Wir wollten gern trotz allem versuchen, ihre Hochzeit zu einem Fest zu machen. Aber wo? Unmöglich, ein Restaurant auszuwählen, wie bei Schakilas Hochzeit, wo wir etwa hundert Gäste hatten. Kein Lokal wäre bereit, Männer und Frauen gemeinsam feiern zu lassen. Unsere Wohnung war zu klein und für die Neugier der Nachbarn und der Taliban zu leicht einsehbar. Wir wollten uns auch nicht in einem

Keller verstecken, wie zu den schlimmsten Zeiten der Raketenangriffe.

Maries Eltern wohnten in einem Haus mit Garten in einem anderen Viertel von Kabul, ihre Nachbarn waren Freunde von Dauds Freunden, deshalb gingen wir das Risiko ein, uns für die Zeremonie bei ihnen zu versammeln.

Schon lange hatten Soraya und ich nicht mehr das Haus verlassen. Noch viel länger hatten wir an keiner Hochzeit mehr teilgenommen. Aber es gab keine Aufregung, keine Vorbereitungen, es kam nicht infrage, sich zu schminken oder Stoff für schöne Kleider zu kaufen. Die Gästzahl war auf ein Minimum beschränkt: ein paar Freunde von Daud und die beiden Familien. Mein Bruder war unglücklich, dass er keinen schönen Anzug und keine Krawatte tragen durfte, weil es verboten war. Seine Freunde lachten ihn aus: »Das ist doch nicht schlimm ... Es gibt sowieso keine Fotos, weil die auch verboten sind. Niemand wird wissen, dass du keinen Anzug trägst ...«

Einer von ihnen wurde wütend, als er Dauds traurige Miene sah: »Nein, das ist unmöglich, ich werde doch meinen Freund nicht verheiraten, ohne wenigstens ein Video zu drehen, er muss doch eine Erinnerung haben ... Ich kümmere mich darum.«

Er kam also mit einer Videokamera. Zuerst hielten wir die Dekrete der Taliban ein, die gemischte Zusammenkünfte verbieten, sogar bei einer Hochzeit. Die Frauen waren in einem Zimmer, die Männer im anderen. Für die Zeremonie mussten die Brautleute aber doch zusammenkommen, um die Ringe auszutauschen. Die Familien versammelten sich im Garten.

Daud und Marie standen dicht beieinander. Das war ein wirklich symbolischer Augenblick, Dauds Freund

holte die Kamera hervor, ein anderer schob eine Musikkassette in einen Rekorder.

Plötzlich rief jemand: »Die Taliban! Sie kommen!«

Sofort brach Panik aus. Der Freund stürzte sich auf die Kassetten und ließ sie in wenigen Sekunden verschwinden, niemand verstand, wie er das machte. Aber die Taliban hatten die Musik gehört! Wütend durchwühlten sie alles, ohne Ergebnis. Der Amateurkameramann hatte allerdings keine Zeit gehabt, sich seiner Kamera zu entledigen, und wurde auf frischer Tat ertappt. Die Taliban rächten sich an ihm und schlugen auf ihn ein. Sie entrissen ihm das Gerät, warfen es auf den Boden und trampelten so wütend darauf herum, als sei es der Teufel selbst, so dass die einzigen Bilder von Dauds Hochzeit in tausend Stücke sprangen.

Die wenigen Gäste rannten vor den Taliban davon, diese freuten sich über die Wirkung, die sie erzielt hatten. Wir fuhren wie Diebe mit der Braut zu uns nach Hause, während doch die Sitte verlangt, dass diese Abreise als großartiges Zeremoniell begangen wird. Es war eine Katastrophe.

Glücklicherweise wurde der Freund meines Bruders nicht ernsthaft verletzt, aber er verlor seine Kamera und alle waren schockiert: Papa wütend, Soraya in Tränen aufgelöst und Daud zutiefst enttäuscht. Was für eine Schande, seine Frau unter solchen Bedingungen in die Familie einzuführen! In Afghanistan ist die Aufnahme eines neuen Familienmitglieds Anlass für Freude und Glück. Wenn ein Mädchen fortgeht, trauern ihre Eltern, das Glück liegt bei der Familie ihres Bräutigams. Armer Daud, dem dieses Glück geraubt wurde, der sich von zwei, drei Taliban erniedrigen lassen musste, die ihre Macht beweisen wollten! Ich frage mich oft, was sie be-

zwecken, wenn sie ein ganzes Volk seiner Feste, Spiele und Familienerinnerungen berauben. Die Antwort ist wie immer entsetzlich einfach: Sie wollen uns das Leben rauen. Uns vernichten, langsam, aber sicher ...

Es gibt keine Papierdrachen mehr am Himmel von Kabul. Früher sah man Dutzende über der Stadt kreisen. Die Jungen kletterten auf die Dächer, um den Wind zu erwischen, die Nase nach oben, ständig in Gefahr abzustürzen. Und sie stürzten oft. Jedes Jahr kamen junge Drachenflieger ins Krankenhaus. Aber ihre bunten Papiervögel waren ein Wahrzeichen unseres Himmels.

Die Kinder, die kein Geld hatten, um sich einen Drachen zu kaufen, bauten sich einen Schelak, ein gefürchtes Instrument mit einem Stein am Ende einer Schnur. Sie suchten die Drachen der anderen und warfen ihre Geschosse in die Bahn ihres Wunschvogels. Wenn sie gut gezielt hatten, verfingen sich die beiden Schnüre ineinander, und die kleinen Diebe mussten ihre Beute nur noch zu Boden stürzen lassen, um sie mitzunehmen. Die Jagd auf die Drachen führte zu Prügeleien, erst recht, wenn einige »Jäger« den noch raffinierteren Schelak mit zwei Steinen benutzten, was die Jagd noch gefährlicher machte. Der Schelak war nicht nur für die kleinen Diebe reserviert, er war auch ein Spielzeug für Jungen wie Daud, die es nicht schafften, ihren eigenen Drachen zu lenken.

Um mich zum Lachen zu bringen, erzählt mir Soraya eines Abends die Geschichte von dem Drachen, der dem kleinen Daud auf die Nase fiel.

»Es war in unserem alten Haus, ehe wir hierher zogen, du warst noch nicht geboren. Daud spielte im Garten mit seinem Schelak, und plötzlich fiel ihm der Schelak eines Nachbarjungen, der sein Ziel verfehlt hatte, auf den Kopf

und verletzte ihn. Er blutete aus dem Mund und traute sich nicht nach Hause, aus Angst, unsere Mutter werde mit ihm schimpfen. Deswegen nahm ihn sein Freund Abdullah mit zu seiner Mutter, die Krankenschwester war und die obere Etage unseres Hauses gemietet hatte. Sie nähte seine Wunde und brachte ihn nach Hause. Kaum eine Stunde später fiel Abdullah mit seinem Drachen vom Dach. Sein Knie blutete sehr stark, und nun kam seine Mutter weinend zu Mama, um ihr zu erzählen, dass er verletzt sei. Diesmal musste Mama die Wunde nähen und einen Verband anlegen.«

Daud war sehr ruhig, er prügelte sich fast nie, war ein fleißiger Schüler und hatte sehr gute Noten, vor allem in Mathematik. Er ging gern ins Kino, hatte eine hübsche Sammlung von Miniaturautos und kaufte sich jeden Monat ein neues.

Mama erzählt uns immer wieder vom Tag der Beschneidung ihrer Söhne, die für beide zusammen stattfand. Es gab ein großes Fest mit mehr als hundert Gästen. Mama hatte den Jungen weiße Anzüge schneidern lassen, man hatte ein riesiges Schaf geschlachtet und Lichterketten im Hof unseres Hauses aufgehängt. Beschneidungen werden von einem Barbier oder von einem Arzt vorgenommen – Mama hatte sich für einen Arzt entschieden. Vater hatte seinen Söhnen genau erklärt, was geschehen würde. Bei meinem älteren Bruder ging die Operation ohne Probleme vonstatten. Daud hatte große Angst, und als er an der Reihe war, sagte der Arzt zu ihm, was man oft in diesem Moment sagt: »Sieh mal die Vögel am Himmel, mein Kleiner ...«

Daud wusste genau, was ihn erwartete, und er sagte mit angstvoll gepresster Stimme: »Mach schon! Schneide! Ich weiß doch, was du machen wirst.«

Wahid und Daud sind immer verlegen, wenn Mama und die Tanten diese Geschichte erzählen. Sie knurren, dass es für sie sicher kein Fest war, da sie litten, während die anderen sich amüsierten.

Wahid war ein Kämpfer, er meldete sich freiwillig zur Armee. Daud wollte sich um jeden Preis davor drücken. Er besuchte das Omar-Shahid-Gymnasium und legte im Winter 1987 mit achtzehn Jahren seine Abschlussprüfung ab. Einige Wochen später ging er zur Schule, um sich nach den Ergebnissen zu erkundigen. Als er bei Einbruch der Nacht noch nicht nach Hause zurückgekehrt war, sorgte sich die ganze Familie. Papa machte einen Rundgang in der Nachbarschaft, um zu fragen, ob einer seiner Freunde ihn gesehen habe, und Schakila rief Wahid in der Kaserne an. Mein Bruder befahl ihr, sich nicht vom Fleck zu rühren, er werde sich darum kümmern. Gegen Mitternacht hielt ein Militärlastwagen vor dem Haus. Wahid in Uniform stieg aus, Daud, der am ganzen Leib zitterte, folgte ihm.

Ich habe es nicht bewusst miterlebt, weil ich zu klein war, aber meine Schwestern haben mir die Geschichte so oft erzählt, dass ich das Gefühl habe, alles gesehen und gehört zu haben.

Wahid kanzelte Daud ab und befahl ihm, das Haus nicht mehr zu verlassen. Dann kehrte er in seine Kaserne zurück. Daud erzählte, was geschehen war.

»Vor dem Gymnasium sagte man uns, wir sollten auf die Ergebnisse warten. Nach zwei Stunden ließ man uns in den Schulhof. Plötzlich umzingelten Soldaten die Schule und Offiziere kamen in den Hof. Sie machten den erstbesten Klassenraum zum Rekrutierungsbüro. Dann kündigten sie an, sie würden die Schüler in alphabetischer Reihenfolge aufrufen und den verschiedenen Ar-

meeeinheiten zuteilen. Ich sollte mit meiner ganzen Klasse nach Gardez in den Süden versetzt werden. Wer Beziehungen hatte, rannte zum Telefon und konnte eine Stunde später nach Hause gehen. Aber meine Freunde und ich wussten nicht, was wir machen, mit wem wir reden sollten. Wir fürchteten schon, uns wie Wahid mit einer Kalaschnikow an der Front wiederzufinden. Eigentlich hätten sie uns gar nicht einziehen dürfen, weil wir die Ausbildung noch nicht abgeschlossen haben. Und plötzlich kam Wahid in seiner Offiziersuniform der Präsidentengarde mit sechs Soldaten auf den Hof gestürmt. Er war rot vor Wut. Die Soldaten standen stramm, er ließ sofort den Direktor des Gymnasiums holen und erklärte ihm: »Das ist illegal. Sie haben nicht das Recht, die Schüler hier festzuhalten, ohne ihre Eltern zu informieren.« Der Rekrutierungschef meinte, er halte sich nur an seine Anweisungen. Dann hat Wahid über Funk dem Diensthabenden der Garnison die Situation erklärt. Der hat ihm bestätigt, dass die Schüler tatsächlich freigelassen werden müssen. Meine Mitschüler sind weggerannt, und Wahid hat mich nach Hause gebracht.«

Das geschah zu der Zeit, als die Sowjets junge Leute jagten, um sie unter Zwang in die afghanische Armee einzuziehen. Wahid wollte auf keinen Fall, dass sein Bruder kennen lernte, was er selbst täglich erlebte. Er wusste, dass Daud die Armee und den Krieg hasste. Daud würde es nicht ertragen, wenn er in einem von den Sowjets geführten Bataillon gegen die afghanischen Widerstandskräfte kämpfen müsste.

Drei Monate lang versteckte sich Daud im Haus, während er die Aufnahmeprüfung für die Universität erwartete. In dieser Zeit musste Schakila für ihn einkaufen gehen. Jeden Tag ging sie mit mir Videokassetten auslei-

hen, denn er brauchte Ablenkung und sollte vor allem nicht hinausgehen. Das war gar nicht leicht, er lief in der Wohnung umher wie ein Bär in seinem Käfig. Allein in unserem Haus waren sechs junge Männer in seiner Situation. Sie trafen sich abends im Treppenhaus, um sich auszutauschen.

Als ich eines Abends mit meinen Schwestern vor dem Haus spielte, kam ein Nachbar angerannt und bat mich, Daud zu warnen, weil eine Militärpatrouille in der Nähe sei. Ich rannte hinein, um meinem Bruder und seinen Freunden Bescheid zu sagen, die eilig in ihren Wohnungen verschwanden. Dort hatten ihre Eltern ihnen Verstecke eingerichtet. Meine Mutter war an diesem Tag sehr wütend auf Daud. Er erhielt ein striktes Verbot, die Wohnung zu verlassen. So nahm er nicht einmal an den beiden Hochzeitsempfängen teil, die in unserer nahen Verwandtschaft stattfanden.

Damals war sogar in den Volksliedern die Rede vom Militärdienst und der Armee. Bei den Hochzeiten sangen die Frauen:

Der Wind bläst und nimmt mein Tuch mit sich fort,
Die Patrouille hat mir den Liebsten geraubt, Möge Gott
die Patrouille verschwinden lassen, Die mir meinen treuen
Liebsten nahm

Verschiedene Geschichten kursierten zu diesem Thema. Ein Nachbar erzählte uns, dass die Soldaten im Viertel Parwan alle Wohnungen nach jungen Männern durchsuchten. Sie kamen auch zu einer Familie, die ihnen sagte, der Sohn sei gerade verstorben. Das war eine List, der Junge stellte sich nur tot. Einen Moment später stellten seine Eltern fest, dass er tatsächlich gestorben war ...

Es gab Hunderte solcher Geschichten in Kabul. Jede Familie hatte ihre eigenen zu erzählen. Manchmal traten

in einer Familie die einen für die Widerstandskräfte ein, während die anderen eher auf Seiten der Regierung standen. Die Familien waren zerrissen. Afghane sein und mit der von Sowjets geführten afghanischen Armee gegen andere Afghanen kämpfen? Prosowjetischer oder antisowjetischer Afghane sein? Neutral bleiben? Schwierig, wenn die Söhne das Rekrutierungsalter erreichten, eine Altersgrenze, die sich nach dem Belieben der Regierung und dem Bedarf der Armee ständig änderte.

Bei einem Geburtstagsfest begannen die Gäste, die traditionellen Vierzeiler zu singen. Einige Familienangehörige kamen aus Kohestan, einer Ebene etwa fünfzig Kilometer nördlich der Hauptstadt, andere lebten in Kabul. Und so hörte man abwechselnd jene, die für die kommunistische Regierung eintraten, und die Verwandten aus Kohestan, die den Widerstand unterstützten. Die Pro-Kommunisten sangen:

Oh, der stolze junge Mann

Auf seinem Panzer fährt er an die front

Auf seinem Panzer fährt er an die front des

Pandschir! Die Augen der Frauen sind voll Tränen

Die Anhänger des Widerstandes dagegen:

Ich stand zwischen Blumen, als ein Mudschahid mich rief

Danke für seine Freundlichkeit, er gab mir Tee

Dank ihm, seinen Tee braucht er selbst,

Ich liebe ihn mit seiner Waffe auf der Schulter

Am Ende des Winters meldete die Presse, dass die jungen Leute sich an der Universität anmelden und die Aufnahmeprüfung ablegen könnten. Militärpatrouillen machten wie immer ihre Razzien in der Stadt, um die

Studenten zu verhören. Es gab immer mehr und immer größere Kontrollpunkte.

Wahid brachte Daud und einige andere Jungen aus dem Viertel in seinem eigenen Jeep zur Universität, denn Militärjeeps wurden von den Patrouillen nicht angehalten. Den Kontrollen zu entgehen reichte jedoch nicht aus. Bei den Prüfungen wurden die Arbeiten der Jungen viel strenger bewertet als die der Mädchen. Die Regierung unternahm alles, um durch diese verstärkte Selektion so viele junge Männer wie möglich als Soldaten zu gewinnen.

Den ganzen Tag lang warteten wir voller Angst. Am späten Nachmittag kam Daud endlich mit zufriedener Miene zurück. Er hatte Grund, optimistisch zu sein, denn er war der Zweitbeste in seiner Gymnasialklasse gewesen. Er hatte Wirtschaftswissenschaften als Studienfach gewählt und die Aufnahmeprüfung bestanden. Wenn sich damals ein Student an der Universität immatrikulierte, hatte er Anrecht auf einen Studentenausweis und eine offizielle Freistellung von der Armee. Diese Freistellung galt immer nur für drei Monate. Nach jeder Quartalsprüfung wurde sie bei Erfolg verlängert, bei Scheitern annuliert.

Im ersten Quartal erhielt Daud die besten Noten seiner Klasse. Eigentlich hatte er als sehr guter Schüler Anrecht auf ein Stipendium, um sein Studium in der UdSSR fortzusetzen. Er hatte überhaupt keine Lust, dorthin zu gehen, aber mein Vater wollte lieber, dass er Kabul verließ, um der Armee zu entgehen. Da Daud aber kein Parteimitglied war, gewährte man ihm gar kein Stipendium. Er stritt sich mit dem Sekretär der kommunistischen Jugendorganisation, der für Stipendien zuständig war. Die

einige Antwort, die er erhielt, lautete: »Für dich gibt es keins!«

Schließlich ging mein Vater persönlich zum Sekretär. Er ließ sich nicht abweisen und machte so viel Aufhebens um diese Ungerechtigkeit, dass Daud schließlich doch ein Stipendium erhielt, allerdings nur für Duschanbe, die Hauptstadt der Republik Tadschikistan, und nicht für Moskau. Daud nahm es trotzdem an und fuhr zum Studieren nach Duschanbe.

Das war auch besser für ihn, denn die Vorschriften für die Rekrutierung zum Militärdienst wurden ohne Vorauswahl geändert. Von einem Tag auf den anderen mussten alle Studenten, egal ob Ministersohn oder einfacher Bürger, sechs Monate Wehrdienst ableisten. Die Regierung beschloss, dass jeder Mann nach dem Gebot der Stunde bis zu zwei Jahren Militärdienst leisten müsse. Glücklicherweise war Daud in Tadschikistan.

Wir schrieben ihm. Ab und zu rief er zu Hause an. Nach einem Jahr kam er in den Ferien nach Kabul und beschrieb uns Elend und Armut, die er in Duschanbe erlebt hatte. Unsere Regierung erzählte uns wundervolle Dinge über das sowjetische Volk, während es in finsternstem Elend lebte.

»Ich habe eine Frau kennen gelernt, die für zwei Rubel am Tag auf einem Staatsgut arbeitete. Die Professoren geben dir schon für einen Schlüsselanhänger eine gute Note. Wenn du in Duschanbe Jeans verkaufst, kannst du deine Studiengebühren für ein Jahr bezahlen. Alle afghanischen Studenten kommen mit Jeans, Sonnenbrillen, Regenschirmen ... Alles, was man hier oder in Peschawar kaufen kann, ist dort ein Vermögen wert. Sogar eine Nagelschere! Ein Päckchen Kaugummi!«

Daud erzählte, dass in tadschikischen Studentenkreisen alles Sowjetische in Mode sei: »Die reichsten Männer heiraten russische Frauen und geben ihren Kindern russische Vornamen wie Natascha, Valentina, Alexander, Iwan ... Das gehört zum Sowjetisierungsprogramm der Gesellschaft. Sie schicken junge Tadschiken nach Moskau zur politischen Umerziehung.«

Er erklärte uns auch, dass die Sowjetisierung Tadschikistans bei den Tadschiken große Probleme mit der nationalen Identität hervorrufe.

In den nächsten Ferien, im August 1989, kam Daud in ein Kabul ohne kommunistische Regierung – sie war im April unter dem Druck der Allianz der Mudschahidin gestürzt. Aber Hekmatjar, der Fundamentalist, lauerte noch immer und ließ seine Raketen über Kabul herabregnen.

Diese Ferienmonate in Kabul waren für Daud sehr schwierig, denn er war nicht mehr an den Raketenbeschuss gewöhnt. Er verstand nicht, dass wir keine Angst hatten. Für ihn war es entsetzlich, für uns der Alltag.

Wir blieben im östlichsten Zimmer der Wohnung, um die Schusslinie zu meiden. Eines Tages gegen dreizehn Uhr, wir hatten gerade Mittag gegessen und sahen beim Teetrinken fern, schlugen zwei Raketen direkt vor unserem Haus ein. Wir ließen die Fenster immer offen, um die Fensterscheiben zu retten. Sie blieben auch ganz, aber die unserer Nachbarn zersprangen in tausend Stücke.

Wir rannten in den Hausflur, den einzigen Ort, wo man vor Glassplittern geschützt war. Diesmal weinte ich und Daud weinte auch. Die Explosionen hatten ganz in der Nähe einen Brand entfacht, und schon begann die Wohnung Feuer zu fangen. Wir gossen überall Eimer mit Wasser aus, um die Flammen zu löschen, und es war uns

gerade gelungen, als Wahid kam. Er war bei den ersten Raketengeschossen auf die Straße gerannt.

»Seid ihr alle in Ordnung?«

Mama und Daud schrien ihn wütend an: »Wo warst du? Was hattest du in so einem Moment draußen zu suchen?«

»Das ist der Krieg. Ich bin hinausgegangen, um den Nachbarn zu helfen. Alle Männer sind auf die Straße gekommen, um den Brand zu löschen. Es gibt Verletzte und einen Toten.«

Ein Nachbar, er hatte gerade erst geheiratet, war von einem Splitter in die Seite getroffen worden.

Als wir in das Zimmer zurückkehrten, in dem wir uns zu Beginn des Beschusses aufgehalten hatten, war das Gazefenster von Einschlägen durchlöchert.

Die Mudschahidin-Einheiten in unserem Viertel halfen den Bewohnern, das Feuer zu löschen und die Opfer ins Krankenhaus zu bringen. Zwei Stunden später fiel der Strom aus. Wir hörten mit dem Transistorradio Nachrichten: Mehr als einhundertfünfzig Raketen waren im Laufe des Tages über der Stadt niedergegangen und hatten zwanzig Menschen getötet. Es gab einhundertfünfzig Verletzte.

Daud, der mit dem Ohr förmlich am Radio klebte, sagte: »Ich will weg aus Kabul, ich will zu Ende studieren.«

Gleich am nächsten Tag ging er trotz der Kämpfe ins Außenministerium, verlangte sein Visum, kaufte sich ein Flugticket und war eine Woche später unterwegs nach Duschanbe. Als er in die Ferien gefahren war, hatte man ihm dort gesagt, die neue afghanische Regierung hasse die Sowjetunion und die Machthaber in Kabul würden ihn nicht nach Tadschikistan zurückkehren lassen. Er war

nicht der einzige Student in dieser Situation. Aber das Außenministerium hatte gar keine Schwierigkeiten gemacht, solange das Studium vorher von den Sowjets bezahlt war.

Daud blieb bis September 1992 in Duschanbe. Als er nach Hause zurückkehrte, war er 23, aber der Bürgerkrieg tobte immer noch.

Es kam nicht mehr in Frage, dass die Jungen auf die Dächer kletterten und den Himmel nach Papierdrachen absuchten. Es ist auch jetzt unvorstellbar, denn die Taliban haben den kleinen Jungen von Kabul den Himmel verboten. Eines Tages werden sie auch den Vögeln den Himmel verbieten.

Zwanzig Jahre leben wir im Krieg. Schon fast vier Jahre bin ich zu Hause eingesperrt! Im Jahr 2000 werde ich zwanzig, wird dann noch immer Krieg herrschen? Dauds Freunde schreiben in ihren Briefen, dass die Welt uns vergisst, dass wir in einem Loch leben, dass den Taliban ihr Vorhaben gelungen ist und dass immer mehr Pakistan! in ihre militärischen Ausbildungslager kommen.

Die BBC sagt, dass die Amerikaner diese Lager bombardiert haben, als Vergeltung für ein Attentat auf ihre Botschaften in Afrika.

Aber das ständige Attentat, das man uns antut, uns Afghanen, uns Afghaninnen, das kümmert die Amerikaner nicht.

Die BBC sagt auch, Opium sei eine wichtige Einnahmequelle für die Taliban-Regierung, sie belege die Händler mit einer Steuer von 20 Prozent auf ihre Lieferung.

Unser Land ist in der Hand organisierter Banditen. Papa machte uns anfänglich immer Hoffnung: »In zwei

Wochen«, sagte er ... »In drei Monaten, in sechs Monaten«. Und jetzt, in wie viel Jahren?

Ich denke an die Tausende künftiger Taliban, die für den Krieg erzogen werden.

Arme kleine Afghanen, armes Land, die Papierdrachen standen ihm so gut ...

7

Wer spricht in Afghanistan?

Wenn wir das Transistorradio einschalten und auf Radio Scharia stoßen, läuft es uns kalt über den Rücken. Da Freiheitsberaubung ein Unrecht ist, so hören wir da, stellt das Abhacken der Hand eines Diebes eine viel mildtätigere Bestrafung als das Gefängnis dar ... So kann er nämlich wieder arbeiten und seine Familie ernähren ... Wenn morgen, in einer Straße von Kabul, ein Kind Brot stiehlt, weil seine Mutter, eine Witwe, keinen männlichen Schutz hat, nicht arbeiten darf und so zum Betteln verdammt ist – wem wollen die Taliban da die Hand abschlagen?

Es gibt solche und solche Diebe. Einem Beschluss der Taliban zufolge wird auch derjenige als »Dieb« bezeichnet, der die Frechheit besitzt, kleine afghanische Geldscheine in große zu wechseln. Was hat er sich denn zu Schulden kommen lassen, dieser Dieb? Dass er weniger am Gewicht der Inflation zu schleppen hat? Dass er seine Ersparnisse vor anderen Dieben verbirgt?

Das »Radio der Straße« meldet, Mullah Omar sei stets mit Koffern voller Afghani, pakistanischer Rupien und

Dollars unterwegs. Man weiß nicht, ob es sich um den Staatsschatz oder um seinen eigenen handelt. Der Staat der Taliban ist nicht unser Afghanistan. Ihr Islamischer Staat hat absolut nichts mit unserem Islam zu tun.

Im Augenblick sprechen die BBC und die Stimme Amerikas nicht oft von unserem Land. Daud hat Recht: wir leben wie Ratten in einem Loch, vollkommen von der übrigen Welt abgeschnitten. Im August 1999 erwähnen die Sender zumindest eine Offensive der Truppen des Kommandanten Massud: die Taliban werden in die Ebene von Schomali nördlich von Kabul zurückgedrängt. Daud stellt folgende fatalistische Überlegung an:

»Solange die Welt nicht begreift, dass die Taliban mit Pakistan gleichzusetzen sind, wird sich für uns nie etwas ändern. Alle Welt unterstützt Pakistan. Was kann ein einzelner Mudschaqid wie Massud da machen? Ständiger Bürgerkrieg ist nicht die Lösung. Uns bleibt nur das Exil.«

Ich denke an meinen Bruder Wahid, der in Moskau lebt. Am 1. April 2000 hat er geheiratet, eine junge Russin namens Natascha. Noch ein Fest, das wir versäumt haben.

Für welchen Beruf hätte er sich wohl entschieden, wenn meine Eltern ihm nicht geraten hätten, ins Exil zu gehen? Als die Taliban in der Hauptstadt an die Macht kamen, priesen etliche Kabuler sie als Friedensbringer, die der Zerstörung Kabuls durch die verfeindeten Rebellen ein Ende bereiten und dem Islam wieder zu seinem Recht verhelfen würden. Hätte mein Bruder dies auch geglaubt?

Natürlich fallen jetzt keine Raketen mehr, doch dafür liegt über der Stadt ein tödliches Schweigen. Und die Anhänger der Taliban fühlten sich vermutlich schon nach

ein paar Tagen hinters Licht geführt. Friede bedeutete für sie nicht, dass man sie ihrer Traditionen beraubte – nun gab es keine Tamburins mehr, weder Gesänge, Tänze noch Hochzeitsfeste, kein Drachensteigen, keine Spiele mit Tauben, da diesen sonst der Hals umgedreht wurde, ein weiteres Taliban-Dekret!

Das »Radio der Straße« berichtet uns – doch ist dies auch wahr? –, dass Kabul dem Mullah Omar Angst macht, und dass er in Kandahar residiert, in einem Haus, das sein Schwiegersohn Bin Laden erbaut hat. Radio Scharia verkündet dagegen, dass Bin Laden die Absicht habe, die Bäckereien in Kabul zu finanzieren und mit Vorräten zu bestücken, eine Funktion, die vorher Aufgabe der UNO war.

Als der UN-Sicherheitsrat den Taliban Ende 1999 Sanktionen auferlegt, weil sie sich weigern, Bin Laden an die Vereinigten Staaten auszuliefern, welche in ihm einen Terroristen sehen, droht dieser: »Ihr werdet Erdbeben und Wirbelstürme Gottes erleben, und ihr werdet staunen, was euch widerfährt.«

1996, als ich die Journalistenprüfung bestand, finanzierte dieser Unbekannte Moscheen. Moscheen und Brot: die beiden Pfeiler des Alltagslebens in Kabul. Auf diese Weise nahm er Einfluss im Land. Ich frage mich, was er wohl noch finanziert. Ich wünschte, ich könnte einen Artikel im Fadschr mit Bildern von diesem Bin Laden veröffentlichen, doch das ist unmöglich – in Kabul gibt es kein einziges Porträt von ihm, keine Fotografie, denn das ist immer noch verboten.

Das Sammeln von Informationen für die Zeitschrift ist ziemlich schwierig für uns. Farida berichtet, was sie auf dem Markt an Gerüchten aufschnappt, Daud, was er in den Läden hört, doch es gibt nur wenige Themen am

Vorabend des Jahres 2000, das die ganze Welt festlich begrüßen wird. Früher feierten auch wir den Jahreswechsel, doch die Taliban behaupten, dies sei ein heidnischer Brauch! Sogar das Frühlingsfest ist untersagt – sind die Blumen etwa heidnisch? Ist auch Soraya mit ihrer Sammlung von Blumenpostkarten im Irrtum?

Das Jahr 2000 hält für unsere Zeitschrift nichts Neues bereit außer – Titanid. Für die diesjährige Ausgabe haben wir eine äußerst heidnische Beilage: Daud hat uns ein Poster mit Leonardo DiCaprio mitgebracht, er hat sogar eine Videokassette des Films aufgestöbert, die aus Pakistan stammt. In den Läden des Basars, der in dem vorübergehend ausgetrockneten Bett des Kabul-Flusses errichtet worden ist, werden Titanic-Gimmicks verkauft. Der illegale Markt wandelt sich zu einer Titanic-Spielfläche. Der Titanic-Stil ist total angesagt, vor allem bei den Friseuren. Radio Scharia verkündet, dass acht- und zwanzig von ihnen festgenommen und verurteilt worden sind, weil sie jungen Leuten die Haare a la DiCaprio geschnitten haben.

Die Videorekorder und Fernsehgeräte laufen in den Kellern der Kabuler; dies ist ihre Art zu rebellieren. Die Stadt ist entwaffnet worden, die Frauen laufen mit gesenktem Kopf durch die Straßen, die Männer beugen den Rücken unter den Peitschenhieben, und dennoch freuen sich alle über die rebellische Geschichte der Liebenden in Titanic und weinen beim Tod des Helden in den Fluten des Atlantiks ... Das mag oberflächlich erscheinen, denn der Alltag ist schrecklich, der Hunger im Land ist entsetzlich, die Flüchtlinge hamstern auf den Feldern an der Grenze nach Pakistan und zum Iran, und immer zahlreicher werden die Bettler in den Straßen von Kandahar, Kabul, Herat, Mazar-i-Scharif oder Jalalabad. Doch da-

von sprechen die Taliban nicht, sie sind ja damit beschäftigt, die Friseure ins Gefängnis zu werfen, die Männer auszupeitschen und die Frauen zu bestrafen. Und da Männer wie Frauen in der Öffentlichkeit nicht lachen und Jugendliche nicht spielen dürfen, weint man eben wegen einer heidnischen Liebesgeschichte.

Leonardo ist so schön! Die Mädchen meines Viertels »sündigen« gern, nur um ihn anzuschauen. Ich klebe sein Foto in die Ausgabe von Fadschr und habe ein rebellisches Gefühl dabei, wie man es eben im Alter von zwanzig Jahren hat, wenn man enttäuscht ist von Erziehung und Wissen, enttäuscht ist vom Leben.

Endlich ist das Sonderheft zum Thema Titanic fertig. Daud hat den Titel mit seiner schönen Schrift verziert. Zu diesem Zeitpunkt weiß ich noch nicht, dass dies das letzte in Heimarbeit hergestellte Heft sein wird. Der 1. Januar 2001 beginnt traurig unter dem erdrückenden Gesetz der Taliban, nur das Farbfoto von Wahid an der Wand hellt ihn ein wenig auf. Wir haben es auf vielen Umwegen bekommen. Mein Bruder trägt einen Anzug mit Krawatte, eine weiße Blüte steckt im Knopfloch. Seine Braut ist sehr hübsch geschminkt und hat ein Kleid aus weißer Spitze an, das die Schultern frei lässt; über ihren blonden, zu einem Knoten zusammengebundenen Haaren liegt der zarte Schleier. Sie sind beide wunderschön. Auf die Rückseite des Fotos hat Wahid geschrieben: »Für dich, liebe Mama. Das Foto unseres Bundes.«

Wahid sieht so glücklich aus. Dort, wo er lebt, hat ihm kein Taliban den Fotoapparat zerbrochen. Seine junge Frau muss nicht fürchten, ausgepeitscht zu werden, weil sie ihre Schönheit zeigt. Sie sind frei, und wir sind im Gefängnis.

Die Taliban haben beinahe das ganze Land unter ihrer Kontrolle. Der Winter ist gekommen, die Afghanen fliehen vor der Kälte und der Hungersnot. Daud erzählt, dass die Pakistani noch immer von allen Afghanen, die über die Grenze wollen, Geld verlangen, selbst wenn es sich um jene armen Teufel handelt, die nur dem Hunger zu entgehen versuchen.

Pakistan will unseren Tod, und es ist vermutlich schon bald am Ziel. Wir sind vollkommen isoliert, seit langem fordern die Taliban die Schließung des Büros der UNO in Kabul. Sie haben uns von der internationalen Bühne verbannt, der Albtraum nimmt kein Ende. Die BBC spricht von Massakern an afghanischen Zivilisten in mehreren der von ihnen besetzten Städte.

Die Stimme Amerikas äußert sich beunruhigt über die Buddhastatuen von Bamian, ein archäologisches Wunder, das in Afghanistan so berühmt ist, dass es auf den Tickets der Air Ariana abgebildet ist. Daud hat sie jeden Tag vor Augen, am Schalter. Seit Jahrhunderten sind diese Buddhastatuen der Stolz der Region Hezaradschat. Erst haben sie die Kunstwerke im Nationalmuseum von Kabul zerstört, dann die Fresken von Behzad, einem berühmten persischen Maler des fünfzehnten Jahrhunderts. Diese waren in der kunstsinnigen Stadt Herat zu sehen, einer Gründung Alexanders des Großen aus dem vierten Jahrhundert v. Chr. und ehemaligen Hauptstadt des Mongolen Tamerlan. Und nun knöpfen sich die Taliban die Buddhas vor! Sogar die Engländer und die Russen haben das überaus reiche kulturelle Vermächtnis Afghanistans respektiert. Früher kamen die Touristen in Strömen nach Bamian oder Herat ...

Radio Scharia verkündet, dass in Übereinstimmung mit dem Beschluss des Mullah Omar, der die Zerstörung aller

vorislamischen Statuen angeordnet hat, die Buddhas von Bamian gesprengt würden.

Die Stimme Amerikas sendet ein Interview mit einem führenden Mitglied der internationalen Archäologengemeinschaft, die über das Massaker an diesen Kolosse aus dem fünften Jahrhundert n. Chr. empört ist, und außerdem eines mit einem Sprecher des Mullah Omar, in dem die Zerstörung dadurch gerechtfertigt wird, dass die Buddhas die Götter der Ungläubigen darstellten:

»Afghanistan kann diese Götzenbilder nicht dulden, diese Statuen haben keinerlei religiöse Bedeutung für den Islam. Wir zertrümmern lediglich Steine.«

In einer anderen Sendung der Stimme Amerikas erklärt der Sprecher der Taliban, er könne nicht bestätigen, ob die Buddhas bereits zerstört seien oder nicht. Er lässt also bewusst offen, ob die Widerstandskämpfer der Nordallianz bereits vor ihnen dort waren ... Dann verteidigt er das Attentat auf die Kultur.

In Bamian wissen die Leute Bescheid. Sie haben gesehen, wie die Taliban mit Maschinenpistolen und Bomben die Kolosse in ihren Felsenhöhlen attackiert haben. Der BBC zufolge ist die ganze Welt zutiefst schockiert von diesem Akt des Vandalismus, der sich nur mit der Zerstörung einer ägyptischen Pyramide vergleichen lässt.

Die Tickets der Air Ariana haben die Taliban nicht mehr nachgedruckt.

Im Februar 2001 sendet die BBC aber noch eine schlimmere Nachricht: der Besuch des Gesundheitsministers, Mullah Mohammad Abbas, in Paris wird angekündigt. Er wird sich in Frankreich zu humanitären Fragen äußern. Radio Scharia frohlockt beim Gedanken an diese offizielle Reise! Dies sei eine Form der Anerkennung des talibanischen Staates, findet der Moderator.

Ein Taliban in Paris, im Land der Menschenrechte! Ein »Gesundheits«-Minister, der Frauen den Zutritt zu Krankenhäusern verwehrt, der 1997 gewagt hat, die europäische Kommissarin für Menschenrechte einzusperren! Emma Bonino, die in Kabul eine regierungsunabhängige Einrichtung wegen eines dringlichen Finanzierungsantrags besuchte, wurde belästigt, vor dem ausländischen Kameramann, der sie begleitete, zusammengeschlagen und erst nach stundenlangen Verhören freigelassen. Mit welchem Recht will dieser Talib im Ausland über humanitäre Fragen sprechen? Jeder weiß, dass die Flüchtlingslager verlassen sind, dass die Dürre, die klimatischen Verhältnisse und die ununterbrochenen Angriffe der Taliban, vor allem im Norden, diesen Unglücklichen alles geraubt haben.

Farida, Soraya und ich sind ebenso entsetzt wie entmütigt. Die Franzosen hätten lieber eine von unseren Ärztinnen oder Krankenschwestern einladen sollen, denen es nun untersagt ist zu arbeiten – dabei bildeten sie doch vor der Taliban-Herrschaft das Rückgrat unserer Krankenhäuser, unserer Gesundheitsvorsorge und der Kinderkrippen. Als Einzige waren sie für dringende gynäkologische Probleme und die Verbreitung von Kenntnissen in Hygiene für Mütter und Kinder auf dem Land zuständig. Dieser Besuch ist ein Skandal! Dieser Taliban ist doch nur ein ungebildeter Mullah, er ist nicht einmal Arzt, ist nur eine Marionette der Pakistani. Mama, die darunter schon seit langem leidet, verurteilt diesen Schachzug. Nun wurde dieser Taliban nicht nur vom Außenminister, sondern auch vom Präsidenten der Nationalversammlung empfangen. Es ist so schrecklich, dass wir voller Wut zu Hause darüber diskutieren. Zugleich wächst unsere Verzweiflung immer mehr. Wenn Frankreich einen Talib

empfängt, bedeutet das, dass ihre Propaganda funktioniert hat!

»Sie haben keinen Vertreter der Widerstandsbewegung empfangen, sie haben nicht einmal einen Journalisten hergeschickt, damit er die wahren Zustände in Kabul aufdeckt, und jetzt empfangen sie einen Talib! Das ist das Ende ...«

Zu dieser Zeit werden zwei des Ehebruchs für schuldig befundene Afghanen im Stadion von Kabul hingerichtet. Zehn untreue Ehemänner werden ausgepeitscht. Und in Faizalabad, im Süden Pakistans, bebt die Erde. Die Erschütterungen, die man bis nach Kabul spürt, rufen beträchtliche Panik hervor.

Ich glaube, in Afghanistan kennen wir Erdbeben besser als die Taliban den Koran.

April 2001. Die Stimme Amerikas und die BBC berichten, dass diesmal der Anführer der Widerstandsbewegung im Pandschir-Tal, Kommandant Ahmed Schah Massud, in Paris eingetroffen ist.

Im »Radio der Straße«, so erfahren wir durch Farida, die stets auf dem Laufenden ist, heißt es, die Kabuler seien in einem Zustand beispielloser Aufregung. Es wurden sogar Leute gesehen, die ihr Transistorradio ganz laut aufdrehten, was absolut untersagt ist. Und wenn sich ein Talib mit drohend erhobener Peitsche vor den Betroffenen aufbaut, entgegnen sie:

»Aber das ist keine Musik! Das ist nicht das iranische Radio! Ich höre nur die Informationen von Radio Scharia.«

Manchmal scheint eine Art kollektiver Berauschtung die Angst zu verdrängen. Endlich empfängt Paris einen Afghanen – doch wird Paris ihm auch Gehör schenken?

Radio Scharia leugnet die Information zunächst kategorisch: »Massud ist nicht nach Paris gereist. Das ist bewusste Irreführung!« Dann, als sie feststellen, dass in sämtlichen verbotenen Radiosendern – und sie wissen genau, dass alle sie heimlich hören – von nichts anderem die Rede ist, münzen die Taliban die Situation zu ihrem Vorteil um: »Dieser Rebell will nur Kriegsgerät erbeteln, und er wird mit französischen Waffen zurückkommen. Wir aber werden ihn dennoch besiegen!«

Der Rebell wird vom französischen Außenminister empfangen und dann ins Europäische Parlament eingeladen, wie eine Art Botschafter. Es ist das erste Mal, dass sich etwas außerhalb der Mauern der Taliban ereignet. Dennoch machen wir uns keine übertriebenen Hoffnungen. Doch wie alle Kabuler kleben wir am Radio und lauschen der BBC, die allerdings nur knappe Informationen sendet. Massud hat lange mit Hubert Vedrine, dem französischen Außenminister, gesprochen, er hat eine Erklärung vor dem Europaparlament in Straßburg abgegeben und gefordert, Emissäre nach Afghanistan zu schicken, damit diese sich ein Bild über die humanitäre Situation und die Verletzung der Menschenrechte dort machen können.

Fast zur gleichen Zeit lässt Dr. Sima, die ihre illegale Praxis in Kabul eröffnet hat, Mama eine Botschaft zukommen:

»Es werden Frauen gesucht, die nach Paris zu reisen bereit sind, um über unsere Situation in Afghanistan zu sprechen. Eine französische Organisation und eine Frauenzeitschrift wollen eine Informationskampagne starten. Ich selbst kann nicht hinfahren, weil ich hier zu sehr gebraucht werde. Daher habe ich dieser französischen Organisation gesagt, sie soll mit dir Kontakt aufnehmen. Es

wäre gut, wenn Latifa über die unterdrückten Frauen sprechen könnte, über die illegalen Schulen. Von diesen Dingen zu sprechen ist unsere einzige Möglichkeit des Widerstands. Und du müsstest sie begleiten, du warst Krankenschwester, du bist meine Freundin, wegen der Taliban übst du deinen Beruf nicht mehr aus. Fahrt beide hin, es ist wichtig! Zuerst werdet ihr französische Journalistinnen treffen. Sie schreiben für Elle, ein sehr bekanntes Magazin. Und ihr werdet vor dem Europäischen Parlament sprechen, ihr werdet einflussreiche Leute wie Nicole Fontaine kennen lernen. Ihr dürft euch diese Gelegenheit nicht entgehen lassen!«

Ich möchte ja gern, aber ich habe Angst. Ich bin doch noch nie in den Westen gereist, vor allem nicht im Flugzeug ... Seit ich sechzehn bin, lebe ich hier eingesperrt. Warum hat Dr. Sima mich ausgewählt? Wir – Farida, Marjam und ich – sind nicht die Einzigen, die eine illegale Schule betreiben.

Obwohl sie sehr schwach und ständig krank ist, befürwortet Mama den Plan.

»Dr. Sima hat Recht. Es ist wichtig, dass die Menschen im Westen erfahren, dass Ärztinnen und Krankenschwestern dazu verurteilt sind, zu Hause zu bleiben, und nichts mehr für die kranken Frauen tun können.«

Soraya macht sich zwar Sorgen wegen der Gefahren dieser weiten Reise, ist aber auch dafür:

»Hör zu, Latifa, unser Leben ist so hart! Vielleicht ändert sich dadurch ja unsere Situation ... Ihr werdet einflussreiche Leute treffen, das hat Dr. Sima doch gesagt!«

Mein Vater ist von der Wichtigkeit der Reise überzeugt, zugleich aber hin und her gerissen zwischen der Notwendigkeit, uns zu begleiten – denn um außer Landes reisen zu können, brauchen wir einen Mahram, der einen

Pass besitzt –, und der Sorge, Daud mit dessen Frau und Soraya allein zurückzulassen.

»Das einzige Problem ist die Sicherheit der Familie. Wenn die Taliban die Sache erfahren, während ein Teil der Familie in Kabul und der andere in Paris ist, werden wir womöglich getrennt und geraten in eine gefährliche Lage!«

Die Entscheidung fällt nach einer Abstimmung im Freundeskreis. Zusammen mit einem anderen Mädchen, Diba, das ebenfalls illegalen Unterricht organisiert, werden Mama, Papa und ich nach Frankreich fliegen. Einer von Dibas Cousins wird sie mit seinem Pass bis Islamabad begleiten. Die Reise ist rasch organisiert: wir werden im Bus bis Peschawar fahren. Unsere Visa für Pakistan sind noch gültig, wir haben Mama ja erst vor kurzem zur Behandlung dorthin gebracht.

Am 28. April, gegen fünf Uhr morgens, wartet das Taxi unten vor dem Haus auf uns, um uns zum Bus zu bringen. Diba und ihren Cousin werden wir erst in Pakistan treffen, weil sie noch eine Angelegenheit mit ihrem Visum und dem Pass regeln müssen.

Wie beim letzten Mal fahren wir offiziell nach Pakistan, damit Mama dort behandelt werden kann. Dass wir Daud, Marie und Soraya tränenüberströmt in Kabul, diesem Gefängnis, zurücklassen müssen, fällt uns sehr schwer. Und die Reise wird hart, wegen der ständigen Angst, grundlos angehalten und durchsucht zu werden, diesmal noch gesteigert durch das Geheimnis, das wir mit uns tragen. Natürlich verrät nichts unser wirkliches Ziel. Die Anweisungen sind einfach: wir müssen zuerst nach Peschawar gelangen, dann nach Islamabad. Sobald wir die pakistanische Hauptstadt erreicht haben, sollen wir telefonisch Kontakt mit der afghanischen Botschaft in

Paris aufnehmen. Jemand wird uns Bescheid geben, wo wir die vorab bezahlten Flugtickets in Empfang nehmen können. Anschließend gehen wir zur französischen Botschaft in Islamabad, um Visa für Frankreich zu erhalten. Und zum Schluss, wenn alles klappt, fliegen wir mit Emirates Airlines nach Paris, mit Zwischenlandung in Dubai.

Als wir die Grenze passieren, ist mein Magen wie zugeschnürt. Wir warten eine Dreiviertelstunde, bevor wir passieren dürfen. Aus einem anderen Bus lassen die Pakistani Reisende aussteigen, die zum Volk der Hezara gehören. Seelenruhig kontrollieren sie ihre Pässe, bis sie sie endlich durchwinken. Nachdem wir die Grenze hinter uns gelassen haben, fahren wir bis Peschawar weiter und richten uns dort für einen Tag im Hotel ein. Ich weiß nicht, wie Dibas Cousin es geschafft hat, so rasch einen Pass und ein Visum für Pakistan für sie beide zu bekommen, doch sie stoßen rechtzeitig zu uns.

Ich rufe die Botschaft Afghanistans in Paris an, die Telefonnummer ist auf einem Zettel notiert. Die Person, die mir antwortet, ist sehr vorsichtig: sie spricht nicht eindeutig, benutzt unverfängliche Worte, fragt mich, wer ich bin, ob alle da sind, verspricht, mich morgen zurückzurufen. Ich habe das Gefühl, sie wollen wirklich sicher sein, dass wir es sind, aus Furcht, abgehört zu werden. Ich lege auf, und wir warten auf den nächsten Tag.

Diesmal ist alles klar:

»Sie können fliegen! Schreiben Sie sich den Namen und die Adresse der Fluggesellschaft auf, und die Nummern der Flugscheine. Sie werden erwartet.«

Die Fahrt bis Islamabad dauert drei Stunden. Ich kenne die Hauptstadt Pakistans nicht, doch mir steht der Sinn nicht nach einer Stadtbesichtigung. Dieses Abenteuer ist

zu groß, ich rechne mit allem, sogar mit dem Schlimmsten.

Erster Grund zur Sorge: der Mann im Reisebüro blickt erstaunt auf den Zettel mit den Nummern der Tickets.

»Die Flugscheine, die Sie möchten, stimmen nicht überein. Für diese Ziffern liegt keine Reservierung vor ...«

Mit wachsender Beunruhigung verlassen wir das Büro. Und wenn es eine Falle ist, wenn unsere Identität auf diese Weise überprüft werden soll? Davon weiß ich nichts, ich muss nochmals in Paris anrufen und die Sache erklären.

»Ach so ... Verzeihen Sie, man hat Ihnen wohl nicht die richtigen Nummern gegeben ... Das war ein Irrtum. Haben Sie etwas zum Schreiben?«

Wieder zurück ins Reisebüro. Diesmal bekommen wir die Flugscheine ausgehändigt.

Jetzt können wir zur französischen Botschaft gehen, um die Visa abzuholen. Als wir vor der Botschaft ankommen, stehen zu meiner Überraschung eine Menge Leute davor. Wir werden auch erwartet, doch von wem? Wie sollen wir uns da vordrängeln?

Ich frage einen Wachposten, der mir antwortet:

»Lassen Sie sich einen Termin geben!«

Daraufhin wende ich mich auf Englisch an einen anderen, der in der Nähe der Türen steht:

»Ich soll jemanden in der Botschaft treffen.«

Er begreift auf der Stelle:

»Ja, Sie haben einen Termin, es erwartet Sie jemand, kommen Sie herein.«

Der Mann geht voraus. Er spricht mit jemandem, dann telefoniert er, um unsere Ankunft anzukündigen.

Einige Minuten später stehen wir im Büro eines Franzosen, der uns mit einem überraschten Gesichtsausdruck abzählt. Er spricht kurz auf Englisch mit Dibas Cousin, der sich besser verständlich machen kann als ich, aber ich begreife, worum es geht:

»Ihr seid zu fünf, hier sind aber nur vier für die Reise vorgesehen! Wieso ist da noch einer mehr? Ich bin nicht informiert worden!«

»Ich fliege nicht mit, ich habe nur meine Cousine hierher begleitet.«

Der Franzose ist beruhigt und hält uns die Visumsanträge hin.

»Sie müssen nicht alles ausfüllen. Schreiben Sie nur das Wichtigste hinein. Wie lange wollen Sie bleiben?«

»Eine Woche, aber besser wären zehn Tage ...«

In wenigen Minuten haben wir ein vorschriftsmäßiges Visum für Frankreich, während die Leute draußen vielleicht Monate warten müssen, bis sie eines bekommen ... Und es ist außergewöhnlich selten, eines für vier Personen gleichzeitig zu bekommen.

Der Mann verabschiedet sich und wünscht uns gute Reise.

Die erste Etappe wäre geschafft. Die zweite findet auf dem Flughafen von Islamabad statt. Dibas Cousin verabschiedet sich von uns, wir checken ein, dann gehen wir zur Visumskontrolle.

Der Polizist sieht uns seltsam an. Ich bin starr vor Schreck.

»Komisch ... Zwei Pässe und vier Visa? Wie kommt denn das? Wie konntet ihr diese Visa bekommen? Eigenartig, dass die französische Botschaft vier Visa auf einmal ausstellt ... Komisch ...«

Ich weiß, was ich zu antworten habe:

»Wir werden uns in Frankreich mit jungen afghanischen Frauen treffen. Dies hier ist mein Vater, der uns begleitet.«

»Was für junge Frauen? Weshalb? Drück dich deutlich aus, was heißt das? Was habt ihr mit diesen Leuten vor?«

»Wir besuchen eine Organisation für junge afghanische Frauen. Mein Vater begleitet uns ...«

Er runzelt die Brauen und geht weg, um jemanden zu fragen. Ich habe schreckliche Angst, dass er meine Tasche durchsucht und unsere Burkas findet! Das wäre der Beweis, dass wir aus Afghanistan kommen. Bis zur Grenze mussten wir sie natürlich tragen, und auf der Rückreise brauchen wir sie wieder. Viel weiter vor uns in der Schlange hat man jungen Frauen das Handgepäck danach durchsucht. Wenn er die Burkas findet, werde ich ihm sagen, dass wir sie normalerweise tragen und er sie gern behalten darf!

Ich sehe mich Hilfe suchend um, egal nach wem ... Schüchtern wende ich mich an einen uniformierten Mann vom Flughafenpersonal:

»Verzeihen Sie, das ist meine erste Reise. Sie sind so alt wie mein Vater ... Könnten Sie nicht diesem Polizisten sagen, er möchte uns nicht so sehr belästigen?«

»Mal sehen ... Der ist wirklich lästig, ich weiß ...«

Er geht zu dem Polizisten hinüber, der mit einem anderen ein Stück weiter weg diskutiert. Währenddessen sagt ein Passagier zu meinem Vater:

»Der Polizist will Geld ...«

»Ich werde nicht zahlen, ich habe kein Geld und kann ihm daher auch nichts geben. Wenn er nicht will, dass wir fliegen, fliegen wir eben nicht.«

Der Mann kommt mit dem Polizisten zurück und deutet mit freundlichem Gesichtsausdruck auf mich:

»Sieh sie dir doch an ... Lass sie durch, was kann sie denn schon anstellen? Sie ist ja noch ganz jung ... Wie meine Tochter. Lass sie ihn Ruhe.«

Der Polizist gibt uns Pass und Visa zurück, wir dürfen an der Schranke vorbei, doch Papa beobachtet von ferne den anderen Polizisten, der uns immer noch misstrauisch nachsieht. Nachlässig kontrolliert er die Pässe anderer Passagiere. Ich wende ihm den Rücken zu, damit ich nicht noch mehr Angst bekomme. Unser Vater beruhigt uns:

»Habt keine Angst. Die Papiere sind vollkommen in Ordnung, er kann uns nichts anhaben.«

Eine Stunde müssen wir in der Flughafenhalle ausharren, während uns dieser Mensch nicht aus den Augen lässt – eine lange Zeit. Er scheint nachzugrübeln, womit er uns das Handwerk legen könnte.

Endlich dürfen wir in den Abflugbereich. Es gibt dort ein Restaurant und Toiletten, und wir trinken einen Tee, während Diba sich frisch macht.

Ich betrachte Mama, meine Gedanken sind ganz auf sie gerichtet. Hoffentlich setzt ihr die Reise nicht allzu sehr zu, der Druck, der auf uns lastet. Der Flug nach Paris wird aufgerufen, der Bus wartet auf dem Rollfeld, wir müssen nur noch diese Strecke zurücklegen, mit dem Himmel Pakistans über uns und all den Ängsten, die er verursacht hat. Solange das Flugzeug noch nicht abgehoben hat, werde ich Angst haben. Selbst als ich schon im Flugzeug sitze und die nervliche Anspannung allmählich nachlassen sollte, spüre ich noch eine Art Schwindel, und mein Kopf dreht sich, während die Motoren brummen

und die Maschine endlich abhebt. Ich fühle mich so schwach ...

Wir sitzen in der Mitte der Maschine, was auch gut ist, denn Pakistan will ich nicht einmal von oben sehen. Wir fliegen nach Dubai, wo wir umsteigen müssen, und dann nach Paris. Ich darf an nichts anderes denken.

Die Zwischenlandung in Dubai ist entsetzlich. Alle Passagiere gehen weiter, nur wir sind noch da, und ein Polizist kontrolliert aufs Genaueste unsere Papiere:

»He, ihr da! Stellt euch auf die Seite ... Wartet!«

Wir warten. Die Passagiere gehen an uns vorbei, und alles fängt wieder von vorne an. Vielleicht sollte ich die französische Botschaft hier anrufen ... Nein, das wäre nicht vernünftig. Schließlich rufe ich doch an, aber nur um mitzuteilen, dass ich noch nicht wüsste, ob wir von Dubai aus weiterfliegen dürfen.

Mama schärft mir ein, was ich diesmal sagen soll, wenn man mich fragt: »Wir fliegen nach Frankreich, damit ich mich behandeln lassen kann, sag, ich sei krank.«

Der Polizist starrt mich an, mit undurchdringlichem Gesicht:

»Wo sind die ärztlichen Begleitschreiben?«

»In unserem Gepäck, im Flugzeug.«

»Zu welchem Arzt gehen Sie?«

»Das wissen wir noch nicht.«

»Wie das? Ihr kennt niemanden dort? Das ist eure erste Reise, in eurem Pass sind ja keine weiteren Stempel. Hier steht, dass dein Vater nicht arbeitet. Womit habt ihr denn die Reise bezahlt?«

»Wir haben unser Haus verkauft, um für die Behandlung meiner Mutter bezahlen zu können.«

»Ihr habt euer Haus verkauft? Dann kehrt ihr also nicht mehr zurück?«

»Oh doch, natürlich. Wenn wir nicht wiederkämen, hätten wir alle unsere Sachen mitgenommen, so aber haben wir nur Gepäck für eine Woche dabei.«

»Habt ihr Geld für die Behandlung?«

»Mein Vater hat vierhundert Dollar und ein paar pakistanische Rupien.«

»Und wenn euch das nicht reicht?«

»Dann lässt sich mein Vater welches aus Pakistan nachschicken.«

Er überprüft das Geld, zählt die Geldscheine.

»Bleibt hier stehen. Ich verstehe das nicht, dieses Visum ist wirklich seltsam.«

Außer uns wartet nur noch ein Japaner. Ein anderer Polizist kommt auf uns zu, ich wiederhole, was ich gerade gesagt habe, er geht weg, um mit irgendjemandem zu telefonieren, und als er wiederkommt, sagt er:

»In Ordnung. Ihr könnt gehen.«

Als das Flugzeug in Richtung Paris abhebt, lasse ich mich in den Sitz sinken. An das, was uns bei der Rückkehr erwartet, will ich lieber gar nicht denken.

In Paris ist alles ganz einfach. Ein Mann, der mit Botschaftsangelegenheiten zu tun hat, erwartet uns. Er stellt uns die Franzosen vor, die alles für unsere Reise organisiert haben: Marie-Francoise und Catherine von der Zeitschrift Elle, Chekeba, die Präsidentin der Organisation Afghanistan Libre, die unsere Führerin und Dolmetscherin sein wird, und Myriam, ihre Begleiterin.

Mama kann drei Worte Französisch, sie sagt »Bonjour«. Ich könnte nicht einmal guten Tag sagen. Chekeba erklärt uns, dass aus Sicherheitsgründen im Flughafen

weder Kameraleute noch Fotografen zugelassen sind und dass wir drei uns überall in Frankreich unter falschem Namen vorstellen müssen. Nun also heiße ich Latifa, und unter dieser Identität werde ich auch meinen Bericht veröffentlichen.

Der erste Eindruck von Paris beim Verlassen des Flughafens sind die Hochhäuser, die ich sonst nur aus Filmen kenne. Dann der Eiffelturm. Ich hatte mir Paris ganz wunderbar vorgestellt, und genau so ist es auch.

Dann beginnt ein wahrer Trubel – zuerst ins Hotel, dann ins Fernsehstudio, wo man mir versichert, dass mein Gesicht auf dem Bildschirm nur verschwommen zu sehen sein wird und man mich unmöglich erkennen kann. Anfangs spreche ich voller Schüchternheit, Chekeba übersetzt, was ich sage.

Am nächsten Tag fahren wir mit dem Zug zum Europäischen Parlament in Brüssel. Mama, Diba und ich sind nun also Botschafterinnen unseres armen Landes.

Chekeba erzählt mir vom Besuch Massuds in Paris, natürlich weiß sie mehr als ich darüber. Er hat beim Außenministerium um humanitäre Hilfe gebeten und nur eine symbolische Unterstützung zugesichert bekommen, keine Direkthilfe. In Straßburg, wo er von Nicole Fontaine, der Präsidentin des Europäischen Parlaments, empfangen wurde, verlangte er weder eine Entsendung von Waffen oder ausländischen Truppen nach Afghanistan, sondern die Unterstützung Frankreichs beim Widerstand gegen die Taliban, um diese zu Friedensverhandlungen zu zwingen und zu einer politischen Lösung zu gelangen. Nicole Fontaine sah in Massud einen hervorragenden Verhandlungspartner auf dem Weg zu einem Frieden.

Daraufhin reiste Massud für ein Treffen mit Javier Solana, dem Hohen Repräsentanten der Europäischen Gemeinschaft für Außenpolitik, nach Brüssel.

Chekeba erklärt mir, dass die Unterstützung, die ihm zugesichert wurde, ziemlich mager ausgefallen ist, dass aber eine Zeitschrift, *Courrier International*, einen von ihm unterzeichneten Appell publiziert hat, in dem er auf das Problem der Grenzziehung zwischen Pakistan und Afghanistan aufmerksam macht, von der wachsenden Einflussnahme Pakistans spricht, das aus Afghanistan gern einen Satellitenstaat machen würde, um einen direkten Zugang nach Zentralasien zu bekommen. Chekeba zeigt mir einige Ausschnitte aus diesem Text, in dem er wörtlich sagt:

»Die Taliban haben Tausende von Menschen massakriert, weil sie einem bestimmten Stamm oder einer unerwünschten Religion angehörten. Es handelt sich um eine richtiggehende ethnische Säuberung ... Man kann behaupten, dass Afghanistan einer wahren Tragödie ins Auge sieht, die sich allmählich in der ganzen Region ausbreiten könnte, zumal die Pakistani und die Taliban eine nebulöse terroristische Allianz eingegangen sind, die sämtliche angrenzenden Länder bedroht ... Ich hätte mir gewünscht, dass man sich uns nach dem Sieg über den Kommunismus dankbar gezeigt und uns dabei geholfen hätte, unsere Wunden zu verbinden. Leider ist uns Pakistan in den Rücken gefallen, Washington hat Islamabad Glauben geschenkt und Europa die Gleichgültigkeit gewählt. Um dieser Tragödie ein Ende zu bereiten, kann die internationale Staatengemeinschaft zum einen ihre humanitären Hilfsleistungen für das afghanische Volk erhöhen und andererseits Druck ausüben, damit die Einmischung Pakistans in Afghanistan aufhört.«

Während die Männer über Politik reden, können Mama, Diba und ich nur über die Frauen sprechen, über die Unterdrückten ohne Rechte, ohne Stimme, Opfer einer systematischen Auslöschung. Die nicht mehr arbeiten, nichts mehr lernen, sich nicht mehr zeigen dürfen, Witwen und Bettlerinnen sind in einem Land, in dem zwanzig Jahre Krieg die Männer dezimiert, sie getötet, verstümmelt oder ins Exil gejagt haben. Sie besitzen keine Waffen mehr im Kampf gegen die Taliban.

Wer weiß, eines Tages wird die ethnische Säuberung ihren Gipfel erreicht haben, und wir Frauen sind dann dem Verfall eines einst so stolzen Landes preisgegeben. Mütter, die gezwungen sind, nun ihrerseits die Söhne der Taliban zu gebären. Wir drei müssen alle darum kämpfen, hier deutlich zu machen, dass wir uns weigern, unsere Würde zu verlieren, dass wir aus Frankreich jene Freiheit mitnehmen wollen, die ich in den zwanzig Jahren meines Lebens nie kennen gelernt habe. Wir sind ein stolzes Volk, unser Land besitzt historische Reichtümer in Hülle und Fülle, und dorthin möchte ich diese Freiheit zurückbringen.

Daraufhin treffen Chekeba und unsere kleine afghanische Frauentruppe mit wichtigen Persönlichkeiten zusammen: Nicole Fontaine und Raymond Forni in der Nationalversammlung, Christian Poncelet vom Senat und dem Minister für Zusammenarbeit, Charles Josselin.

Ich bin am 2. Mai 2001 mit Diba und meinen Eltern hier angekommen. Zehn Tage später hätten wir wieder abreisen sollen, doch die »Tournee der Botschafterinnen« nimmt mehr Zeit in Anspruch als vorgesehen, und so mussten wir eine Verlängerung unserer Visa beantragen.

Am Ende des Monats bin ich enttäuscht. Hätte ich nicht die Journalistinnen des Magazins *Elle* getroffen, die

um uns geweint haben, uns unterstützen und lieben und sich für uns einsetzen, wäre ich beinahe von der Sinnlosigkeit unserer Mission für die Frauen Afghanistans überzeugt. Ich habe das Gefühl, dass sich nichts ändern wird. Mein Vater, wie immer optimistisch, erklärt mir unaufhörlich, was für ein Glück wir hätten, in Frankreich gewesen zu sein, all diese Leute zu treffen, und dass ein Wort in der Wüste niemals verloren sei. Eines Tages wird es zu blühen beginnen.

»Ihr habt das hier nicht umsonst gemacht, glaub mir. Frauen hören auf andere Frauen, dank eurer Berichte wird man verstehen, was die Taliban euch auferlegen. Eine Frau ist ja nicht nichts. Wenn ein Talib einer Frau einredet, sie sei nichts, ist er ein Dummkopf. Der Mann wird von einer Frau geboren, auch ein Heiliger hat eine Mutter, wir alle wachsen im Körper einer Frau. Vergiss nicht das afghanische Sprichwort: Wenn die Perle zur Auster sagt, sie sei nichts, da alles ihr eigenes Verdienst sei, kann der Fisch ebenso gut zum Himmel sagen, er möge aufhören zu regnen.«

Am letzten Tag im Mai trifft in der Botschaft ein Fax für uns ein, das Daud aus Pakistan gesandt hat. Er informiert uns, dass die Taliban eine Fatwa gegen alle Frauen ausgesprochen hat, die das Regime anschwärzen. Wieder zurück in Kabul, hat er erfahren, dass die Taliban unsere Wohnung vollständig zerstört haben. Er wollte sich lieber nicht selbst davon überzeugen, außerdem hatten ihm unsere Nachbarn erzählt, dass sich die Taliban darin eingerichtet haben.

Wir haben alles verloren. Alle unsere Erinnerungen, die Familienfotos, die Bilder meines Onkels, die Mama so sorgfältig versteckt hatte, rein gar nichts existiert mehr

von unserer Familie in unserem alten Viertel, in Makroyan.

Der Blick meines Vaters und meiner Mutter, starr in die Leere unserer verschwundenen Existenz gerichtet, bricht mir das Herz. Ich fühle mich schuldig. Wir können nicht mehr nach Kabul zurückkehren.

Eine Botschaftsangestellte bestätigt die schreckliche Nachricht:

»Sie haben eine Fatwa gegen euch ausgesprochen, ohne überhaupt zu wissen, wer ihr seid. Sie sagen, diese Frauen, die gerade in Frankreich sind, erzählten nichts als Lügen, und sollten sie wagen zurückzukehren, würden sie sie töten. Den Text konnte man im Internet lesen.«

Dazu haben all die Risiken geführt, die wir auf uns genommen haben! Diesmal ist sogar mein Vater entmutigt:

»Natürlich seid ihr in Frankreich empfangen worden, aber was hat uns das gebracht?«

Ich bin am Boden zerstört. Jetzt beginnt die Irrfahrt wegen der Verlängerung unseres Visums, die Suche nach einer Unterkunft bei anderen Flüchtlingen, und zu all dem die Fragen, die uns ständig unbeantwortet durch den Kopf schwirren. Bin ich noch da, noch am Leben? Was wird nun aus mir, in einem Land, dessen Sprache ich nicht einmal beherrsche – Mama lebt ganz in ihrer Welt des Unglücks und stummen Leidens. Mein Vater hat alles verloren, zwei seiner Kinder sind in Pakistan, ein anderes in Russland, eines in den Vereinigten Staaten. Die Familie ist zerrissen, versprengt. Nur ich bin bei ihm. Die Letzte seiner Töchter. Wie soll ich nun weiter studieren? Wo soll ich von nun an leben? Wo neu beginnen? Und was soll ich neu beginnen?

Immerhin zeigt uns die Zukunft, dass wir nicht allein sind: wir erfahren Unterstützung von der afghanischen Gemeinschaft, von unserer Botschaft und natürlich von unseren Freundinnen, den Journalistinnen, die uns etwa bei der Wohnungssuche und in Visumsangelegenheiten helfen werden.

Und dann bekomme ich die Chance, dieses Buch hier zu schreiben. Mir bleibt die Hoffnung, erklären zu können, weshalb ich hierher gekommen bin.

Ein Mädchen aus Kabul, das unter sowjetischer Besatzung zur Schule ging, dann unter kommunistischen Regierungen, die sich während des Bürgerkriegs abwechselten, bis es schließlich von einer schrecklichen Macht, die ihm mit sechzehn Jahren das Leben gleichsam beschlagnahmte, eingesperrt wurde.

Andere Afghanen kämpfen noch immer in meinem Land. Die Flüchtlinge an den Grenzen zu den Nachbarländern Afghanistans leiden schlimmere Qualen als ich, das ist mir bewusst. Was kann ich anderes tun als von meinem Leben in Kabul erzählen, von dem nun nur noch Ruinen übrig sind?

9. September 2001: In seinem Schlupfwinkel im Pandschir-Tal wird Kommandant Massud Opfer eines Selbstmordattentats falscher Journalisten. Es ist unklar, ob er noch am Leben ist.

Am 11. September wird Amerika mitten ins Herz getroffen.

Am 13. September stirbt Ahmed Schah Massud.

Am 7. Oktober treten die Amerikaner in den Krieg gegen die Taliban ein.

Ich beende meinen bescheidenen Bericht in dem Augenblick, in dem die Waffen an unserer Stelle sprechen.

Wie immer. »Azadi« bedeutet Freiheit in unserer Sprache. Doch wer spricht in Afghanistan? Ich weiß es nicht mehr.

Kleine Chronologie

1919

Unabhängigkeitserklärung

1921

Der Vertrag von Kabul beendet die britische Einmischung.

1933-1973

Herrschaft von König Zahir Schah 1959. Der Schleierzwang wird abgeschafft.

1964

Die Frauen erhalten das Wahlrecht.

1965

Erste Parlaments wählen

1973

Sturz der Monarchie durch Mohammad Daud. Ausrufung der ersten Republik, Daud wird Präsident.

1978

Staatsstreich; eine zweite Republik kommunistischer Ausrichtung wird installiert, deren Präsident Nur Mohammad Taraki wird. Der immer noch sehr traditionellen afghanischen Gesellschaft werden Reformen aufgezwungen, die zu Volkserhebungen führen. Unter der Führung

islamistischer Strömungen destabilisiert die Bewegung das Regime.

1979

September: Taraki wird ermordet, Hafizullah Amin wird Präsident.

27. Dezember

Sowjetischer Einmarsch. Der Tod Amins wird bekannt gegeben, neuer Präsident ist Babrak Karmal. Der Widerstand der Mudschahidin organisiert sich. Der Guerillakrieg gegen die sowjetische Armee und die unter ihrer Kontrolle stehende afghanische Armee soll zehn Jahre dauern.

1986

Karmal wird durch die Sowjets abgesetzt, neuer Präsident ist Nadschibullah, der bis 1992 im Amt bleibt.

1988 April

In Genf unterzeichnen die Kabuler Regierung, die Sowjetunion, Pakistan und die Vereinigten Staaten unter der Ägide der UNO ein Abkommen, das einen Abzugsplan für die sowjetischen Truppen festschreibt.

1989

Abschluss der Evakuierung der sowjetischen Truppen
Verschärfung des Bürgerkriegs zwischen Mudschahidin-Gruppen verschiedener Volksstämme, besonders zwischen dem Tadschiken Ahmed Schah Massud und dem Paschtunen Gulbuddin Hekmatyar.

1992

März

Der usbekische General Dostam bringt den Norden des Landes unter seine Kontrolle.

April: Massuds Mudschahidin rücken in Kabul ein, unterstützt von Dostams Truppen, die bereits in der Stadt stehen. Der Islamische Staat Afghanistan wird proklamiert, Präsident wird Sibgatullah Modschadaddi, der nach zwei Monaten im Juni von Burhanuddin Rabbani abgelöst wird.

Wiederauflackern des Bürgerkriegs zwischen den Truppen des Kommandanten Massud und den von Pakistan unterstützten islamistischen Extremisten. Die Taliban tragen im Süden erste Erfolge davon.

1994

Im Oktober wird Kandahar von den Taliban eingenommen.

1995

September: Einnahme Herats durch die Taliban

1996

Die Taliban nehmen Jalalabad und Kabul ein.

1997-1998

Die Taliban setzen ihren Vormarsch nach Norden fort. Im Mai 1997 erobern sie für wenige Tage die wichtige Stadt Mazar-i-Scharif, werden jedoch wieder zurückge-

schlagen. Im August 1998 besetzen sie die Stadt endgültig.

Kommandant Massud zieht sich ins Pandschir-Tal zurück, wo er als Einziger noch Widerstand gegen die Taliban leistet.

2001

9. September

Ahmed Schah Massud fällt einem Attentat zum Opfer, am 13. September wird sein Tod offiziell bestätigt.

2001

11. September: Terroranschläge in den Vereinigten Staaten. Osama Bin Laden wird als Auftraggeber ausgemacht.

2001

7. Oktober:

Beginn der amerikanisch-britischen Militärintervention in Afghanistan.

Glossar

BURKA: Kleidungsstück islamischer Frauen. Es besteht aus einem Schleier von dunkler Farbe, der auf eine Haube genäht und in Augenhöhe mit einem gestickten Netz versehen ist. Der Schleier bedeckt den ganzen Körper. Die Burka hat ihren Ursprung in Afghanistan.

DSCHIHAD: Heiliger Krieg zur Verteidigung des Islam oder der Muslime. Im wörtlichen Sinne bedeutet Dschihad allerdings eine persönliche Anstrengung zur religiösen und moralischen Besserung.

FATWA: Antwort auf eine rechtliche Frage, die an eine anerkannte Autorität der muslimischen Gemeinschaft gestellt wird. Dieses Urteil gilt als Gesetz und kann bis zur Verurteilung zum Tod reichen.

MAHRAM: Männlicher Mentor einer Frau. Er kann ihr Vater, Bruder oder Ehemann sein, in Ausnahmefällen auch ihr Cousin.

MUDSCHAHIDIN (Singular: **MUDSCHAHID**): Glaubenskämpfer, Mitglieder des islamischen Widerstands während der sowjetischen Besatzung (1979-1989)

MULLAH: Religiöser Führer, Geistlicher

PAKOL: Traditionelle afghanische Kopfbedeckung

PASCHTUNEN: Größter Volksstamm in Afghanistan, diesem durch Rivalitäten zwischen Hezara, Usbeken, Paschtunen, Tadschiken und Turkmenen zerrissenen Land.

SCHARIA: Sammlung aus heiligen Texten des Islam stammender Gebote, die das religiöse, politische, gesellschaftliche und private Leben der Muslime regeln.

TALIBAN (Singular: TALIB): Religionsstudenten, ausgebildet in pakistanischen Koranschulen, die sich zur philosophischen Schule der Deobandi zählen. Diese orthodoxe Strömung des Islam, die eine Reinigung von jeglichem fremden Einfluss und eine strenge Auslegung der Botschaft des Koran propagiert, wurde Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Deoband in Nordindien gegründet. Die Engländer unterstützten die Bewegung, da sie an einer religiösen Kraft interessiert waren, die ein Gegengewicht zum Hinduismus bilden konnte.

TSCHADOR: Tuch, mit dem Musliminnen sich den Kopf und den Großteil ihres Körpers bedecken.

Danksagung

Ich möchte von Herzen danken:

der Zeitschrift Elle, deren Hilfe bei unserer Flucht von Afghanistan nach Frankreich im Mai 2001 von entscheidender Bedeutung war, vor allem Marie-Francoise Colombani, die mit großem Engagement für unsere Sache kämpft, und Valeria Toranian;

Chekeba Hachemi, die mir beim Schreiben dieses Buches geholfen hat und die ihr Leben dem Einsatz für die afghanischen Frauen widmet. Die Organisation, die sie 1994 in Frankreich gegründet hat, Afghanistan Libre, sammelt Spenden, die dem Bau von Schulen und Krankenhäusern in unserem Land dienen;

Hakim Saeed, der mir eine große Hilfe war bei der Übertragung meiner Gedanken ins Französische.

Außerdem sei Monsieur und Madame Masstan und all meinen Freundinnen herzlich für ihre Ermutigung gedankt.